



Eine Initiative des Aachener
Kompetenzzentrums für
Wissenschaftsgeschichte in
Zusammenarbeit mit den
RWTH-Foren

Kick off Workshop

**„Die dienstbare Leiche:
Der tote Körper als medizinische,
soziokulturelle und ökonomische
Ressource“**

15.-16. Januar 2009

A B S T R A C T S



Institut für Geschichte, Theorie & Ethik der Medizin,
Med. Fakultät der RWTH, Gebäude MTI 2,
Wendlingweg 2, 52074 Aachen,



Sehr verehrte Kolleginnen und Kollegen,

im Namen des Aachener Kompetenzzentrums für Wissenschaftsgeschichte (AKWG) der RWTH Aachen begrüße ich Sie sehr herzlich zu unserem zweitägigen *Kick off Workshop* mit dem Titel „Die dienstbare Leiche: Der tote Körper als medizinische, soziokulturelle und ökonomische Ressource“.

Gestatten Sie mir zunächst einige erklärende Worte zu den Hintergründen der Themenwahl, bevor ich auf einzelne spezifische Fragestellungen des Workshops eingehe:

Seit November 2008 arbeitet das Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin der RWTH Aachen in Kooperation mit dem AKWG an einem Forschungsprojekt zum Thema „Tod und toter Körper – Zur Veränderung des Umgangs mit dem Tod in der gegenwärtigen Gesellschaft. Das Beispiel Klinische Sektion“.¹ Dieses Projekt wird im Rahmen der Initiative „Schlüsselthemen der Geisteswissenschaften“ von der Volkswagen-Stiftung gefördert und bezieht neben den beiden von unserem Institut vertretenen Fächern Medizingeschichte und Medizinethik auch die Disziplinen Philosophie, Soziologie und Recht ein.

Ausgangspunkt dieses interdisziplinären Forschungsvorhabens ist die Frage, ob der gesellschaftliche Umgang mit dem Tod einem grundlegenden Prozess der Veränderung unterliegt: Trifft es zu, dass nach einer langen Phase der Tabuisierung und Marginalisierung des Todes, die häufig als ein konstitutives Merkmal der Moderne angesehen wird, der Umgang mit dem Tod einem Wandel unterliegt? Rückt der Tod gegenwärtig wieder in das Zentrum der Aufmerksamkeit und, wenn ja, unter welchen Vorzeichen geschieht dies? Unterstützen die Methoden der Lebenswissenschaften durch ein apersonales und technisch geprägtes Verhältnis zum Körper und zum Tod des Menschen diese Entwicklung? Wird das personale Verhältnis des Individuums zum Tod dadurch umso radikaler aus den gesellschaftlich kommunikablen Wirklichkeitsbereichen ausgeschlossen und somit auch der sozialen Kultivierung entzogen?

Die genannten Fragen werden im Rahmen des Projekts bewusst in dieser allgemeinen Formulierung gestellt, weil bislang kein gesichertes und insbesondere kein integriertes Wissen darüber besteht, welchen Bedeutungswandel der Tod seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges erfahren hat. Ziel der For-

¹ Vgl. hierzu auch Glahn, Grande sowie Schweikardt in diesem Programmheft (Sektion VIII).

schungen ist es dementsprechend, sich dem Tod auf eine umfassende, verschiedene Disziplinen integrierende geisteswissenschaftliche Weise zu nähern, gleichzeitig aber mit konkreten Fallbezügen die medizinisch-naturwissenschaftliche Perspektive zu berücksichtigen und so mittelfristig zu einer allgemeinen transdisziplinären Thanatologie beizutragen, die Lebenswissenschaft und Geisteswissenschaften verbindet.

Das hier skizzierte Forschungsprojekt diene als Ausgangspunkt für die Überlegungen der Mitglieder des AKWG, ein aussichtsreiches thematisches Gebiet für einen transdisziplinären Kick off Workshop abzustecken: Letzteres sollte zum ersten an bereits bestehende Forschungsarbeiten und fachliche Ressourcen anknüpfen; zum zweiten hatte es den Zielsetzungen des AKWG – insbesondere dem historisch-hermeneutischen Zugriff auf eine Themenstellung mit deutlichem Medizin- und Technikbezug – zu entsprechen, und zum dritten sollte es neue Fragestellungen aufwerfen und innovatives Potential entfalten.

Die genannten Bedingungen scheinen mir mit der Wahl des Themas „Die dienstbare Leiche“ erfüllt. Während der Kick off Workshop einerseits deutliche inhaltliche Verbindungslinien zum Projekt „Tod und toter Körper“ aufweist und entsprechende Synergien erwarten lässt, geht er andererseits in seiner Fragestellung doch in zweifacher Hinsicht deutlich über das genannte Vorhaben hinaus:

1. Im Mittelpunkt der Betrachtung steht ein *spezifischer* Aspekt der menschlichen Leiche, nämlich deren *Dienstbarmachung* bzw. deren *Einsatz als Ressource* – und dies gleich in einem doppelten Sinn:

(a) Angesprochen ist zunächst der Leichnam als Ressource *für Dritte* – in medizinischer, in soziokultureller wie auch in ökonomischer Hinsicht:

Zu den offensichtlicheren – wenn auch keineswegs singulären – Beispielen der konkreten Nutzbarmachung der Leiche gehören in diesem Zusammenhang der kommerzielle Handel mit Leichen(teilen) und deren Wiederverwertung in der Medizin (Hornhäute, Knorpel, Knochen, Sehnen, Herzklappen etc.), der traditionsreiche, öffentlich kaum wahrgenommene Handel mit Reliquien² und der Einsatz von Leichen(teilen) als „Biowaffen“³.

² Vgl. Knust sowie Tschacher im vorliegenden Heft.

³ Vgl. Ohnhäuser.

Ebenso evident ist die Dienstbarmachung von Leichen in bestimmten sozialen Kontexten, politischen Systemen oder Kulturräumen. Ein markantes Beispiel hierfür ist die Kultivierung bzw. Stilisierung soldatischer Leichen als Symbole eines heldenhaften Todes. Neben derartigen politisch motivierten Versuchen einer „deformierenden“ Sinnzuschreibung sind gefallene Soldaten zugleich potentielle Gegenstände (militärhistorischer) Forschungsinteressen.⁴ Ein weiteres, fraglos besonders perfides Beispiel der Funktionalisierung toter Körper ist die systematische Ausbeutung der Leichname von KZ-Opfern im Dritten Reich.⁵ Nahe liegend ist schließlich auch der Gedanke an traditionelle und neue Erwerbszweige bzw. Berufsgruppen, die entweder ausschließlich oder doch zu einem wesentlichen Teil mit dem Tod und dem toten Körper befasst sind und mit diesem ein berufsspezifisches (und teilweise auch ein erkennbar ökonomisches) Interesse verbinden. Als Beispiele für traditionelle und weithin anerkannte Berufsgruppen sind in diesem Kontext Bestatter⁶, Theologen und Mediziner (insb. Pathologen⁷, Anatomen und Gerichtsmediziner) zu nennen. Zu erwähnen sind aber auch Thanatopraktiker⁸, Thanatologen⁹, Plastinatoren, Kryonik-Experten oder Sterbehilfe-Organisationen, deren Angebot häufig auch die Bestattung der Leichen einschließt.

Auch der technologische Fortschritt und die technisierte Medizin legen neue Formen der Instrumentalisierung des toten Körpers frei.¹⁰

⁴ In modernen Armeen ist nahezu jeder Tote mit einem Datensatz verbunden, der seinen Einsatz, seinen Tod und den Ort seiner sterblichen Überreste dokumentiert: vgl. hierzu Rass, aber auch Cepl-Kaufmann/Grande.

⁵ Siehe Kühl.

⁶ Vgl. Groß/Ziefle.

⁷ Vgl. hierzu auch Schweikardt sowie Grande.

⁸ Zur Rolle der Thanatopraxis siehe Rosentreter; allgemein zur Leiche im öffentlichen Raum vgl. Groß/Heinen.

⁹ Zur Thanatologie und ihren Vertretern vgl. Lubberich.

¹⁰ Eine Instrumentalisierung kann in Abweichung zu den oben genannten Beispielen gerade auch in einer gezielten Ausblendung des toten Körpers bestehen: So bleiben Leichen, die als „Begleiterscheinungen“ technischen Fortschritts – etwa im Rahmen von Flugzeugabstürzen, Zugunglücken oder Massenkarambolagen – auftreten, in den visuellen Medien weitestgehend unsichtbar: vgl. Caetano da Rosa: Auch Kritiker der – ebenfalls moderner Technik geschuldeten – Hirntoddiagnostik machen den Vorwurf der Instrumentalisierung geltend: vgl. Müller. Zur spezifischen Frage des kognitiven Umgangs mit dem Tod und dem toten Körper im Zeitalter technisierter Medizin vgl. auch Ziefle.

(b) Darüber hinaus – und weit weniger offensichtlich – kann auch der *eigene* tote Körper als (ökonomische) Ressource und als Gegenstand der Selbstverwirklichung dienen: So wird die Leiche eines Körperspenders u. U. zu einem Instrument, mit dem dieser persönlichen Interessen über sein Ableben hinaus Geltung verschaffen kann – sei es materiell durch das Einsparen von Beerdigungskosten (geldwerter Vorteil) oder immateriell durch die mit der Körperspende verbundene öffentliche Ehrerbietung.¹¹ Auch die persönliche Hoffnung auf eine Wiedererweckung mit Hilfe von Kryonik¹² ist unmittelbar an die eigene materielle Leiche geknüpft – sie ist der Ort bzw. Gegenstand, an dem sich persönliche Interessen konkretisieren.

Ebenso kann der eigene Leichnam als Mittel eingesetzt werden, um das persönliche Wirken bzw. den Handlungsspielraum über den Tod hinaus auszudehnen. Dies zeigt das Beispiel immer neuer Bestattungsformen, die – dem gesellschaftlichen Trend der Individualisierung folgend – zwischenzeitlich von der Almwiesenbestattung bis zur Welt-raumbestattung reichen oder z. B. in Form der Plastination oder der Diamantierung der Asche dauerhafte postmortale „Repräsentationen“ der eigenen Person ermöglichen.¹³ Hier wird mit der Wahl der Bestattung der eigenen sterblichen Überreste zugleich der persönliche Platz in der Welt für die Zeit nach dem Ableben festgeschrieben.

In allen vorgenannten Beispielen wird die Leiche dienstbar gemacht mit dem Ziel, den persönlichen Interessen auch *post mortem* Geltung zu verschaffen und so als Person „nachzuwirken“.

2. Noch in einer weiteren Hinsicht hebt sich das Rahmenthema „Die dienstbare Leiche“ vom eingangs genannten Forschungsprojekt „Tod und toter Körper“ ab: Es bleibt nicht auf zeitgeschichtliche oder rezente Entwicklungen in Deutschland beschränkt, sondern wendet sich dezidiert *verschiedenen* Epochen, politischen Systemen und soziokulturellen Kontexten zu, um so – in transdisziplinärer Perspektive – höchst unterschiedliche Formen der Indienstnahme und Instrumentalisierung des toten Körpers in den Blick nehmen zu können.

Tatsächlich lassen sich bereits in der griechischen und der römischen Antike¹⁴ deutliche Hinweise auf eine Nutzbarmachung des toten menschli-

¹¹ Siehe Schäfer/Groß.

¹² Siehe Witt sowie Groß/Ziefle.

¹³ Vgl. Groß/Ziefle in dieser Programmheft.

¹⁴ Vgl. Freitag und Engels.

chen Körpers ausmachen – sei es, dass dieser als Gegenstand politischer Legitimations- bzw. Manipulationsversuche oder aber als Objekt finanzieller Interessen diene. Auch die Bedeutung des Leichnams als religiöse und/oder soziale Ressource lässt sich über die Jahrhunderte hinweg in immer neuen Formen und Facetten nachzeichnen, wie das Beispiel der in Aachen befindlichen Leiche Karls des Großen zeigt – ein materiell, z. T. aber auch im übertragenen Sinne genutzter toter Körper, der vom beginnenden 9. Jahrhundert bis zum heutigen Tag in verschiedener Hinsicht und unter unterschiedlichen Vorzeichen dienstbar gemacht wurde und wird.¹⁵ Ähnliche Traditionslinien lassen sich in Bezug auf die Funktion des – als Studienobjekt, Lehrmittel oder auch Bildgegenstand genutzten – Leichnams in der Kunst¹⁶, in der Literatur¹⁷ oder im Hinblick auf den Einsatz des toten Körpers als Mittel der gesellschaftlichen Ausgrenzung¹⁸ nachzeichnen – um nur einzelne von vielen nachfolgend näher betrachteten Beispielen zu nennen.

Mit den hier angeführten Aspekten, Fragestellungen und Thesen ist m. E. ein Themen- und Arbeitsfeld umrissen, das bisher noch nicht *systematisch, epochenübergreifend* und *im transdisziplinären Zugriff* untersucht worden ist. Vor dem Hintergrund dieser Annahme wünsche ich uns allen intensive und fruchtbare Diskussionen sowie einen inspirierenden und kreativen fachlichen Austausch.

Aachen, im Januar 2008

Dominik Groß

¹⁵ Siehe Tschacher, aber auch (allgemeiner dargestellt) Knust.

¹⁶ Vgl. Długaiczek sowie Gormans.

¹⁷ Vgl. etwa Cepl-Kaufmann/Grande.

¹⁸ Vgl. Haude.

Programm

Donnerstag, 15.01.2009

16:00-16:15 Begrüßung durch das Rektorat der RWTH Aachen und den Sprecher des AKWG

I. Der tote Körper in der Antike

Sektionsleitung: W. Tschacher

16:15-16:40 Die Leiche in der griechischen Antike. Historische Untersuchungen im Spannungsfeld zwischen normativem Anspruch und historischer Realität Klaus Freitag

16:40-17:05 Zur formalen Entwicklung und politischen Manipulation des Umgangs mit dem Leichnam des römischen Kaisers David Engels

Kaffeepause

II. Der tote Körper als materielle Ressource

Sektionsleitung: K. Freitag

17:15-17:40 Karl der Große: Aachens dienstbare Leiche Werner Tschacher

17:40-18:05 Gestohlene Zähne, Wunderknochen und heiliges Öl. Heiligenreliquien als medizinische und ökonomische Ressource in Mittelalter und Gegenwart Christine Knust

18:05-18:30 Körperspende oder Tauschgeschäft? Der geldwerte Vorteil „gespendeter“ Leichname und seine Bedeutung für die Einordnung des toten Körpers als Ressource Gereon Schäfer & Dominik Groß

III. Todeserfahrung, Thanatologie & Gesellschaft

Sektionsleitung: D. Groß

18:30-18:55 Erfahrungen mit Tod und deren Wirkungen auf Lebensverläufe und soziale Netzwerke Jochen Grötzbach

18:55-19:20 Death Education and Thanatology in Germany Carmen Lubberich

Buffet, Get Together

Programm

Freitag, 16.01.2009

IV. Der tote Körper im Zeichen des Krieges

Sektionsleitung: P. Thomes

- | | | |
|--------|---|-------------------------------------|
| 09:30- | Metamorphosen im Zeichen des Krieges. Literatur | Gertrude |
| 09:55 | und Kunst als Schlachtfelder einer Ästhetik des Leibes und der Seele | Cepl-Kaufmann
& Jasmin
Grande |
| 09:55- | Tote Soldaten auf den Schlachtfeldern der Welt- | Christoph Rass |
| 10:20 | kriege – <i>dienstbare Leichen</i> zwischen tabuisiertem Sterben und kollektivem Totenkult? | |
| 10:20- | Die Leiche als Waffe – Vom Kadaver zur biologischen | Tim Ohnhäuser |
| 10:45 | Kampfstoffentwicklung | |

Kaffeepause

V. Politische Systeme und die Verwertung des toten Körpers

Sektionsleitung: A. Heinen

- | | | |
|--------|--|---------------|
| 11:00- | Wissenschaftliche Menschenfresser. Wie der Imperialismus sich die Fremden einverleibt, um sie auszuschließen | Rüdiger Haude |
| 11:25 | | |
| 11:25- | Haare, Zähne, Lampenschirme. Die Ausbeutung | Richard Kühl |
| 11:50 | und „Verwertung“ der Häftlingsleichen in den nationalsozialistischen KZs | |

VI. Der tote Körper im öffentlichen Raum

Sektionsleitung: C. Schweikardt

- | | | |
|--------|---|-----------------------------------|
| 11:50- | Die „Aneignungen“ des Leichnams. Eine Dekonstruktion der Umgangsformen mit dem toten Körper in Rumänien und Deutschland im Übergang zur Postmoderne | Armin Heinen
& Dominik
Groß |
| 12:15 | | |
| 12:15- | Aufbahrungsriten und ihre Bedeutung für die Trauerbewältigung | Michael
Rosentreter |
| 12:40 | | |

Mittagspause

VII. Die Visualisierung des toten Körpers in kunsthistorischer Sicht

Sektionsleitung: G. Cepl-Kaufmann

- | | | |
|--------|--|--------------------|
| 13:30- | Vom Inneren zum Äußeren – „Anatomische Modelle“ als künstlerisch-akademisches Lehrmittel | Martina Długaiczky |
| 13:55- | Scientia more anatomico – Die universale Bedeutung des Prinzips der Sektion im Kontext frühneuzeitlicher Wissensgenerierung und visueller Wissensvermittlung | Andreas Gormans |

Kaffeepause

VIII. Der tote Körper und die klinische Sektion

Sektionsleitung: M. Ziefle

- | | | |
|--------|---|-----------------------|
| 14:30- | Die klinische Sektion in der Fachzeitschrift „Der Pathologe“. Argumentationsstrategien zur Bedeutung der Obduktion und zu den Ursachen ihrer Marginalisierung | Christoph Schweikardt |
| 14:55- | Die klinische Sektion in ärztlichen Ego-Dokumenten | Jasmin Grande |
| 15:20 | | |
| 15:20- | Die Darstellung der Sektion in den überregionalen Printmedien | Julia A. Glahn |
| 15:45 | | |

Kaffeepause

IX. Moderne Bestattungsformen und der Stellenwert des toten Körpers

Sektionsleitung: G. Keil

- | | | |
|--------|---|-------------------------------|
| 15:55- | Tote Körper und die neue Vielfalt ihrer Bestattung. | Dominik Groß & Martina Ziefle |
| 16:20 | Deutungsversuche eines vielschichtigen Phänomens | |
| 16:20- | „Cryogenics“ – Die Wichtigkeit der Körper für die Unsterblichkeit | Nadine Witt |
| 16:45 | | |

X. Tod und Technik in der Postmoderne

Sektionsleitung: W. Kaiser

- | | | |
|--------|---|--------------------------|
| 16:45- | Die Unsichtbarkeit der „technischen“ Leiche | Catarina Caetano da Rosa |
| 17:10 | | |

- 17:10- Hirntoddiagnostik und funktionelle Bildgebung Sabine Müller
17:35
- 17:35- Veränderungen im Umgang mit dem Tod im Zeitalter Martina Ziefle
18:00 von E-Health

Sektion I: Der tote Körper in der Antike

I.1 Die Leiche in der griechischen Antike.

Historische Untersuchungen im Spannungsfeld zwischen normativen Anspruch und historischer Realität.

Klaus Freitag

Eine „Geschichte des Todes“ (P. Ariès) zu schreiben, heißt in erster Linie, darüber nachzudenken, wie der Mensch sich zum Tod und zu Toten verhält. Dabei ist ein historischer Rückblick nötig, um die Andersartigkeit der Vorstellungen und Lebensweisen und die Zeitbezogenheit von Ritualen und Bräuchen aufzudecken. Die Auseinandersetzung mit dem Tod bedeutet in vielen Kulturen vor allem eine Domestizierung des Unbegreiflichen. Der Umgang mit dem Tod ist von Verdrängungsmechanismen geprägt, und dies gilt nicht nur für westliche Gesellschaften seit dem 19. Jahrhundert, sondern auch für die antiken Griechen, die eine auffällig ambivalente Beziehung zum Tod hatten und eine amorphe Vorstellung davon entwickelten, was nach dem Tod geschieht. Die Einstellung der Griechen zum Tod und ihre Jenseitsvorstellungen sind vor allem von der Zweiteilung von „Körper“ und „Geist/Seele“ geprägt, in deren Folge der Körper nach dem Tod als nutzlos und wenig beachtenswert betrachtet wurde. Die Distanz zum toten Körper an sich wird durch die Vorstellung, dass derjenige, der ihn berührt, „unrein“ werde, noch weiter verstärkt. Sogar im medizinischen Bereich hat sich eine Einstellung, die vom Nutzen der Sektionen am toten Körper überzeugt war, niemals wirklich durchgesetzt. Sektionen am lebenden Körper wurden nicht zuletzt auch aus ethischen Gründen weitgehend abgelehnt. Diese Ignoranz des toten Körpers ist davon geprägt, dass der Diskurs über den Tod und den Toten, in dem die Inszenierung des gesamten Vorganges aus der Sicht der Lebenden im Vordergrund steht, in den antiken Quellen omnipräsent ist. Es geht im Rahmen der Bestattungsrituale nicht um den Toten und sein Schicksal. Im Zentrum steht vielmehr die Bedeutung und Instrumentalisierung des Toten für die (Über-)Lebenden, die angesichts des Todes in einem komplexen Ritual sich als Gruppe wieder formieren und ihren Reichtum, ihre Position in der Gesellschaft und ihren politisch-sozialen Einfluss unter Beweis stellen.

Dabei ist auffällig, dass die Frage, ob in der griechischen Antike überhaupt der menschliche Körper als Ware „verhandelt“ und ob er ökonomisch

kategorisiert, berechnet oder transferiert wurde, bislang in der althistorischen Forschung überhaupt noch nicht gestellt worden ist. Allein für den römischen Bereich und hier geographisch auf Rom und den Westen des Imperiums konzentriert, ist das „Bestattungswesen“ jüngst in einer umfassenden Untersuchung von Stefan Schrupf („Bestattung und Bestattungswesen im Römischen Reich. Ablauf, soziale Dimension und ökonomische Bedeutung der Totenfürsorge im lateinischen Westen“ 2005) untersucht worden. In dieser Abhandlung steht nicht nur der Diskurs über Tod und Tote im Vordergrund, sondern auch der konkrete Umgang mit der Leiche vor dem Hintergrund der konkreten wirtschaftlichen, sozialen, politisch-rechtlichen Verhältnisse. Daran anknüpfend ist durchaus lohnenswert, unter Einbeziehung des zwar disparaten, aber dennoch für antike Verhältnisse vergleichsweise dichten Quellenmaterials der Frage nachzugehen, ob und wie in den Polisgesellschaften ein „Interesse“ an Leichen jenseits einer normativen geprägten familiär-emotionalen Fürsorge erkennbar ist und wie z.B. eine Polis damit umgeht, wenn die Leiche zur Belastung wird und die finanziellen Ressourcen für eine ordentliche Bestattung nicht zur Verfügung stehen.

Eine derartige Untersuchung verspricht, – unter Einbeziehung von Ergebnissen aus Forschungsfeldern wie der „Körpergeschichte“ – einen Beitrag dazu zu leisten, den Umgang der Griechen mit „dem Leichnam“ besser zu verstehen und die Diskrepanz zwischen normativen Anspruch und historischer Realität genauer historisch einordnen zu können.

I.2 Zur formalen Entwicklung und politischen Manipulation des Umgangs mit dem Leichnam des römischen Kaisers.

David Engels

„Immer, wenn ein berühmter Mann stirbt, wird er im Leichenzug zur Rednerbühne auf dem Forum gebracht, mal aufrecht, seltener in liegender Haltung. Vor dem versammelten Volk tritt dann sein erwachsener Sohn, falls er einen hinterlassen hat, oder ein anderer Verwandter auf die Rednerbühne und preist die Tugenden und erfolgreichen Taten des Toten. Die Folge davon ist, daß die gesamte Menge – also nicht nur diejenigen Bürger, welche Teil hatten an den Werken des Verstorbenen, sondern auch jene, welche nicht daran beteiligt waren –, wenn sie sich der vollbrachten Taten erinnert und sie lebhaft vor Augen sieht, zu solchem Leid bewegt wird, daß der Verlust nicht nur die Trauernden zu betreffen scheint, sondern als öffentliche Katastrophe das gesamte Volk.“, schrieb im 2. vorchristlichen Jahrhundert der griechische Historiograph Polybios (6,53,1-3) über die *laudatio funebris*, in der man nicht nur eine formale Keimzelle für die Entstehung des literarischen Genus der Biographie zu sehen hat, sondern auch einen wichtigen Mechanismus im Kampf der vornehmen römischen Familien um politisches Ansehen und Macht. Politik und Ritus, Effekthascherei und Totenklage – die Grenzen zwischen diesen Formen sozialer Interaktion waren im Bewusstsein der Zeitgenossen äusserst unscharf. So begann etwa Caesar seine politische Karriere mit einer *laudatio funebris* auf seine verstorbene Tante, indem er die bis zu den Göttern reichende Genealogie der *gens Iulia* aufzählte, während ironischerweise nach seiner Ermordung im Jahre 44 v. Chr. gerade sein eigener Leichnam die Karriere seiner Nachfolger fördern sollte, schlug doch Marc Anton politisches Kapital daraus, dem römischen Volk das blutgetränkte Gewand des getöteten Diktators vorzuführen und sein Testament vorzutragen, während Octavian die politische Legitimität seiner eigenen Person auf die Erhebung Caesars zu den Göttern gründete und hiermit den Ausgangspunkt für das spätere Zeremoniell der Kaiserconsecration schuf.

Trotz dieser Omnipräsenz von Tod und Totengedenken im antiken Rom ist der Umgang mit dem toten Körper in spätrepublikanischer und kaiserzeitlicher Ära allerdings meist nur unter einigen gezielten Fragestellungen behandelt worden, während das übergreifende Zusammenspiel der formellen, politischen und symbolischen Einzelaspekte bislang nur wenig gewürdigt und noch weniger in einen interdisziplinären Kontext gesetzt worden ist. Hier ergeben sich also zahlreiche Ansatzpunkte zu fächerübergreifender Forschung, unter denen an dieser Stelle exemplarisch der Umgang mit dem toten Körper

des Herrschers und seiner Familie in der frühen Kaiserzeit hervorgehoben werden soll, der unter den Aspekten des konkreten Umgangs mit der Leiche (Brand- und Erdbestattung), der Errichtung von Grabmonumenten, des religionsgeschichtlichen Hintergrunds, der formalen Entwicklung und schließlich der christlichen Rezeption analysiert werden soll. Das vorgeschlagene Untersuchungsfeld wird thematisch also v.a. auf die spätrepublikanisch-frühkaiserzeitliche Epoche eingeschränkt werden, die wissenschaftliche Bearbeitung soll dabei aber die untersuchten Aspekte gerade durch den Rückgriff auf archaische Traditionen und die vorsichtige Umformung republikanischer Institutionen zu verstehen und auch unter der Perspektive spätantiker und christlicher Rezeption zu analysieren suchen.¹

¹ Der Projektbeiträger kann als Vorarbeit zum Thema auf eine längere Abhandlung zu den Wurzeln römischer Herrschervergöttlichung verweisen und wird am 20. Februar 2009 im Rahmen der Ringvorlesung „Questions d’histoire culturelle comparée de l’Europe. Cycle: Rites, fêtes cérémonies“ an der Université Libre de Bruxelles einen Vortrag mit dem Titel „Rites funéraires et manipulations politiques dans la Rome antique“ halten. Eine Zusammenarbeit mit einer Forschungsgruppe, welche ein griechisches Thema wie etwa den homerischen Totenkult oder die hellenistische Bestattungsriten betrachtet und hierbei z.B. den abenteuerlichen Umgang mit der Leiche Alexanders des Großen berücksichtigt, wäre dabei ebenso denkbar und wünschenswert wie ein Vergleich der erzielten Ergebnisse mit mittelalterlichen (Reliquienkult), frühneuzeitlichen (Totenkult der französischen Könige oder der Habsburger) und neuzeitlichen Aspekten (Leninmausoleum, Valle de los Caidos). Die durch das Thema eröffneten Perspektiven scheinen ebenfalls breit genug, eine Reihe von interdisziplinären Seminaren zu organisieren, die Vergabe von Dissertationsthemen zu ermöglichen oder eine Tagung auszurichten.

Sektion II: Der tote Körper als materielle Ressource

II.1 Karl der Große: Aachens dienstbare Leiche

Werner Tschacher

Am 28. Januar 814 starb in der Pfalz Aachen Karl der Große, römischer Kaiser und König des fränkischen Großreiches. Sein Leichnam wurde in der von ihm an diesem Ort erbauten Marienkirche beigesetzt. Karl der Große kann mit gutem Recht als Aachens dienstbarer Leichnam bezeichnet werden, stellte dieser doch in den zurückliegenden beinahe zwölfhundert Jahren eine Ressource ersten Ranges dar. Der Vortrag skizziert unter Rückgriff auf die in der neueren Kulturgeschichtsforschung angewandten soziologischen Analyseinstrumente Pierre Bourdieus die Bedeutung des bis heute in Aachen befindlichen Leichnams des Frankenkaisers als ein eminent soziales, religiöses, politisches, kulturelles und ökonomisches Kapital. Die tatsächliche und symbolische Aneignung des königlichen Leichnams ermöglichte die Sinnfindung, Identitätsbildung und Herrschaftslegitimation Einzelner ebenso wie die ganzer sozialer Gruppen. Die Geschichte der Überreste Karls lässt sich als Kampf sozialer Akteure um symbolisches Kapital, d.h. um anerkannten, legitimen Machtanspruch und kulturelle Deutungshoheit, beschreiben. Die Dienstbarmachung des toten Körpers ging mit wiederholt erneuerten Zuschreibungen von Sinn in der sozialen Praxis einher. Feste und Feiern, bauliche Inszenierung, Schaffung visueller und textlicher Kommunikationswelten ermöglichten fortwährendes *story-telling*, Stiftung kollektiver Erinnerung und Konstruktion von Tradition. Frühe Schlüsseldaten stellen dabei die Öffnung des Aachener Grabes Karls des Großen durch Otto III. im Jahre 1000 und die Heiligsprechung Karls des Großen am 29. Dezember 1165 dar: die Überreste Karls des Großen wurden zu Reliquien eines Heiligen aufgewertet und kultisch verehrt. Der heilige Leichnam Karls des Großen gehörte fortan zum symbolischen Inventar aller Krönungen und Herrscherbesuche in Aachen. Die durch die mittelalterlichen Graböffnungen ermöglichte Beschaffung des in (neuen Sinn stiftenden) Behältnissen eingeschlossenen Leichnams schuf eine räumliche Nähe nachfolgender Herrscher zum Leib Karls des Großen und bildete die notwendige Voraussetzung für jede Aneignung, die zumeist in der religiös-politisch motivierten Nachfolge des verehrten Ahnherrn bestand.

Der durch den geheiligten Leichnam Karls des Großen gegebene Standortvorteil ermöglichte die Institutionalisierung Aachens als Krönungsstadt des Alten Reiches und als historisch-ideelles Subzentrum der deutschen

Nation und des christlichen Abendlandes. Neben die religiöse Verehrung der heiligen Gebeine Karls durch den katholischen Klerus und die Bevölkerung Aachens trat mit der Ausbildung eines autonomen politischen Feldes im 19. und 20. Jahrhundert ihre politische Heiligung im Namen von Staat und Nation. Die Aachener Marienkirche wurde zum Nationalheiligtum. Die im Aachener Dom aufbewahrten Überreste Karls des Großen dienten im Laufe der Jahrhunderte den Interessen von immer mehr sozialen Akteuren: dem Vorrang des Aachener Marienstiftes, dem die Totenmemoria und der lokale Karlskult oblagen, der Herrschaftslegitimation der ostfränkischen und römisch-deutschen Könige, dem politischen Aufstieg von Gruppen innerhalb der Aachener Bürgerschaft, der Profilierung historischer und juristischer Experten, den Herrschaftsinteressen und Ordnungsvorstellungen moderner Politiker. Im Zuge der sich in der Neuzeit verschärfenden Machtkämpfe innerhalb und außerhalb Aachens, wurde die Dienstbarkeit des Leichnams Karls fortschreitend pluralisiert. Die konkurrierenden Akteure nutzten das politisch-religiöse Kapital der Karlsreliquien auf immer mehr Feldern als Machtfaktor. Die damit verbundenen Deutungskämpfe wurden komplexer und subtiler, neue Medien und Techniken der Indienstnahme traten in Erscheinung. Politische Instrumentalisierung, wissenschaftliche Erforschung und (massen)mediale Reproduktion des königlichen Leichnams (und seiner Behältnisse) erscheinen als wesentliche Kennzeichen des modernen Karlskultes.

Der Frankenkaiser wurde im 19. und 20. Jahrhundert zur fernen Bezugsfigur einer ganzen Abfolge politisch-ideologischer Herrschafts- und Ordnungsvorstellungen: zum traditionsstiftenden Vorbild des neuartigen charismatischen Kaisertums Napoleon Bonapartes, zum fernen Vorgänger der preußisch-deutschen Monarchie, zum mythischen Einiger der deutschen Nation und frühen Ahnherrn des 1871 erneuerten Kaiserreiches, zum Vorbild der nationalsozialistischen Europakonzeptionen Adolf Hitlers und Heinrich Himmlers und zum Hüter des christlichen Abendlandes, der ebenso westlich wie antikommunistisch geprägten Europavorstellung nach 1945. Ein wesentliches Kontinuum über alle historische Zäsuren hinweg war die bei politischen Feiern und Herrscherbesuchen inszenierte Zurschaustellung der Karlsreliquiare und anderer mit Karl dem Großen verbundener Objekte. Bemerkenswert war die Fähigkeit der jeweiligen politischen Eliten, die mit dem Leichnam Karls des Großen verbundenen sozialen Praxen und Sinnbezüge den jeweiligen Erfordernissen unterschiedlicher Herrschaftsformen und politischer Systeme anzupassen.

Von der beschriebenen, mittlerweile gut erforschten politischen Funktionalisierung Karls des Großen im lokalen und nationalen Raum aus

könnten weitergehende Projektideen entwickelt werden, welche zum einen die wissenschaftliche Begründung der Indienstnahme des Leichnams Karls des Großen weiter präzisieren, u.a. durch Erschließung der Archivalien zu den pathologischen Befunden, zum anderen in vergleichender nationaler, transnationaler oder gar transkultureller Perspektive nach dem Tod des Königs, dem Umgang mit dem königlichen Leichnam und der Ausbildung typologischer Verwertungsformen fragen.

II.2 Gestohlene Zähne, Wunderknochen und heiliges Öl. Heiligenreliquien als medizinische und ökonomische Ressource in Mittelalter und Gegenwart

Christine Knust

Heiligenreliquien nehmen im Christentum eine wichtige Funktion ein, denn in der christlichen Religion „wird Heiligkeit vorrangig und wesentlich personal verstanden: nur Gott ist heilig, und von ihm her können Menschen geheiligt werden, also Heilige sein“ (Bauer 1990). Unter Reliquien werden sowohl die Leichname bzw. Körperteile verehrter Verstorbener (*corpora sanctorum*) als auch Gegenstände, die mit einer heiligen Person zu Lebzeiten oder post mortem in Kontakt gerieten, verstanden; erstere werden als Reliquien erster Klasse, letztere als Sekundärreliquien bezeichnet. Ihren Höhepunkt erlebt die Reliquienverehrung im Spätmittelalter. Die tatsächlichen oder angeblichen Überreste von Heiligen werden in Kirchen und Klöstern ausgestellt und können gegen eine Spende von Gläubigen allen Standes bewundert und, wenn möglich, geküsst und liebkost werden. Nicht wenige versuchen, sich Partikel der heiligen Leiche gewaltsam anzueignen – sei es durch Bisse in gut erhaltene Körperteile oder das Herausbrechen von Zähnen (vgl. Angenendt 1994). Denn zum einen ist der Heilige nach mittelalterlicher Auffassung in seinen Reliquien realpräsent und kann aus seinen Überresten heraus agieren (Hermann 2003), zum anderen gelten Reliquien als heilkräftig und wundertätig. Zahlreiche Wunderberichte über spontane Heilungen zeugen vom Glauben der Menschen an die medizinische Macht der *corpora sanctorum*.

Eine besondere Rolle nimmt dabei das Katharinenöl ein, eine Sekundärreliquie, bei der es sich der Legende nach um ein extrem potentes Arzneiöl handelt, das angeblich aus den Gebeinen der Hl. Katharina von Alexandria fließt (vgl. Benz 1921). Das Katharinenöl ist medizinisch universell einsetzbar und wird bis ins 18. Jahrhundert in Apotheken verkauft. (vgl. Assion 1969). Der Kult des christlichen Mittelalters um die Körperteile bzw. sterblichen Überreste von Heiligen stellt nicht nur ein frühes populärkulturelles Phänomen dar, sondern ist auch Exempel für die Ökonomisierung der Leiche aus religiösen und medizinischen Gründen: Die *corpora sanctorum* sind Wertobjekte, um die sich rivalisierende Orden oder Städte vor oder nach dem Ableben einer verehrungswürdigen Person intensiv bemühen. Kann nicht geklärt werden, wem die Leiche zusteht, wird sie zerteilt und/oder ausgekocht (vgl. Angenendt 1994). Das bedeutet: Beim nahenden oder auch nur drohenden Ableben eines Heiligen wird der Körper

zum Wertobjekt und zu einer möglichen Reliquie, von deren Verehrungswürdigkeit und Wunderkraft die Menschen im Mittelalter kollektiv überzeugt sind.

Forschungsfragen:

- Wie werden die *corpora sanctorum* im Mittelalter beschrieben, wie sind sie semantisch und ästhetisch besetzt?
- Wie gehen die Gläubigen mit den sterblichen Überresten der Heiligen um? Welche Unterschiede gibt es im Verlauf des Mittelalters?
- Welche Rolle spielen Reliquien in der mittelalterlichen Medizin?
- Wie handelt man im Mittelalter mit Reliquien? Welcher finanzielle und religiöse Wert wird den Leichenteilen oder Leichnamen zugeschrieben? Gibt es Reliquien, die besonders begehrt sind? Welche Reliquien werden besonders häufig gefälscht?
- Was bedeutet es für bereits zu Lebzeiten verehrte Personen im Mittelalter, vom Wert ihres Körpers zu wissen?
- Welchen Stellenwert haben Reliquien in der katholischen Kirche heute? Haben Reliquien auch in der Gegenwart noch eine ökonomische Gewichtung? Wenn ja, wie wird mit ihnen gehandelt?

Literatur

1. Arnold Angenendt, Geschichte der Religiosität im Mittelalter, Darmstadt 1997.
2. ders.: Heilige und Reliquien. Die Geschichte ihres Kultes vom frühen Christentum bis zur Gegenwart, München 1994.
3. Peter Assion,: Die Mirakel der Hl. Katharina von Alexandrien. Untersuchungen und Texte zur Entstehung und Nachwirkung mittelalterlicher Wunderliteratur, Diss. Heidelberg 1969.
4. Dieter R. Bauer, Vorwort, in: Peter Dinzelsbacher, u. Dieter R. Bauer (Hrsg.), Heiligenverehrung in Geschichte und Gegenwart, Ostfildern 1990, S. 8-9.
5. Richard Benz (Hrsg. u. Übers.), Jacobus de Voragine, Legenda aurea. Erster Band, Jena 1917.
6. ders.: Jacobus de Voragine, Legenda aurea. Zweiter Band, Jena 1921.
7. Dinzelsbacher, Peter: Körper und Frömmigkeit in der mittelalterlichen Mentalitätsgeschichte, Paderborn 2007.
8. ders.: Handbuch der Religionsgeschichte im deutschsprachigen Raum. Band 2: Hoch- und Spätmittelalter, Paderborn 2000.
9. Horst Herrmann, Lexikon der kuriosesten Reliquien, Berlin 2003.

10. Peter-Michael Spangenberg, *Maria ist immer und überall. Die Alltagswelten des spätmittelalterlichen Mirakels*, Frankfurt 1987, zugl. Diss. Siegen 1984.
11. Gia Toussaint, *Konstantinopel in Halberstadt. Alte Reliquien in neuem Gewand*, in: Felicitas Schmieder (Hrsg.), *Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung*. Band 10, 2005. Heft 2: *Produktive Kulturkonflikte*, Berlin, S. 38-62.

II.3 Körperspende oder Tauschgeschäft?

Der geldwerte Vorteil „gespendeter“ Leichname und seine Bedeutung für die Einordnung des toten Körpers als Ressource

Gereon Schäfer und Dominik Groß

Während die deutschen Transplantationszentren seit Jahrzehnten einen gravierenden Mangel an potentiellen Organspendern¹ beklagen, vermelden die anatomischen Institute in Deutschland nach Jahren der „Knappheit“ seit einigen Jahren ein „Überangebot“ an Körperspenden – bei weiterhin steigender Tendenz.² Etwa 80.000 bis 100.000 Bundesbürger haben derzeit eine Körperspendevereinbarung mit anatomischen Prosekturen geschlossen³ – eine Entwicklung, auf die einige Institute zwischenzeitlich mit einem „Aufnahmestopp“ oder mit strengen Aufnahmeregeln reagiert haben.

Dieser Befund wirft zugleich die Frage auf, warum die Organspende und die Körperspende mittlerweile eine so unterschiedliche Akzeptanz erfahren. An dieser Stelle setzt der hier skizzierte Beitrag an: Er geht von der These aus, dass die als „Körperspende“ bezeichnete, zu Lebzeiten erfolgte Überschreibung des eigenen Leichnams mit dieser Begrifflichkeit unpräzise bzw. unzutreffend beschrieben ist. Während die Organspende im Falle eines Hirntodes keinen geldwerten Vorteil mit sich bringt und somit den altruistischen Charakter einer „Spende“ zu erfüllen scheint, besitzt der zu Lebzeiten in Form eines Vermächtnisses überschriebene vollständige Leichnam durchaus einen finanziellen Gegenwert. Zwar ist die Unentgeltlichkeit der Körperspende in allen Bundesländern mehr oder weniger explizit gesetzlich festgeschrieben⁴ – ein Aspekt, der auch von den anatomischen Instituten betont wird –, doch ist festzuhalten, dass die Überschreibung sowohl mit immate-

¹ Nur ein Viertel der 12.000 deutschen Patienten, die auf der Transplantations-Warteliste stehen, können mit einem Spenderorgan versorgt werden, und jeden Tag sterben drei Patienten auf der Warteliste. Deutschland weist unter allen Ländern des Eurotransplant-Verbandes das geringste Spendeaufkommen auf: <http://www.pharmazeutische-zeitung.de/index.php?id=3855>. Vgl. auch Heyn (2007).

² Von der anatomischen Sektion abzugrenzen ist die durch Pathologen durchgeführte Klinische Sektion. Sie soll bei unklaren Todesfällen Aufschluss über die genaue Todesursache erbringen. Sie besitzt weder den Charakter einer Spende, noch bringt sie einen geldwerten Vorteil mit sich.

³ Vgl. Becker (2002).

⁴ Die rechtliche Regelung der anatomischen Sektion unterliegt der Länderhoheit: vgl. Kleinke (2007), S. 15ff.

riellen Anreizen als gerade de facto mit einem geldwerten Vorteil verbunden ist:

Bereits für ein einfaches Begräbnis sind in Deutschland Bestattungskosten von 2.500 bis 3.000 Euro zu veranschlagen.⁵ Im Falle einer Körperspende erfolgt die Organisation und Finanzierung der Beisetzung sowie der Pflege des Gräberfeldes bisher überwiegend⁶ durch die anatomischen Institute bzw. die verantwortlichen universitären Einrichtungen. Hinzu kommen als immaterielle „Leistungen“ eine öffentliche akademische Trauerfeier, in der die Wertschätzung der Körperspende zum Ausdruck gebracht und die Namen der Spender verlesen werden, sowie eine Beisetzung der Urnen in einer Ehrengrabstätte.

Vor allem die Organisation und Finanzierung der Bestattung durch die Prosekturen dürfte hierbei in den letzten 25 Jahren als Motiv kontinuierlich an Bedeutung gewonnen haben. Diese Annahme wird durch einen Blick auf die Entwicklung des Sterbegeldes gestützt: Jene Geldleistung, welche die Kosten für die Bestattung eines Verstorbenen auffangen soll und bereits im Jahr 1883 zum Leistungspaket der ersten Krankenversicherung unter Otto von Bismarck gehörte, betrug Anfang der 1980er Jahre noch 4.200 DM. 1989 wurde sie auf 2.100 DM reduziert und mit dem Währungswechsel im Jahr 2002 ungeachtet der Teuerungsrate auf 1.050 Euro festgesetzt. 2003 erfolgte eine weitere Herabsetzung des Sterbegeldes auf 525 Euro, bevor es vollständig zum 1. Januar 2004 ersatzlos gestrichen wurde.⁷ Seitdem sind die Bestattungskosten vom Verstorbenen bzw. seinen Hinterbliebenen zu tragen.

Bereits diese Entwicklung zeigt, dass die meist vollständige Übernahme der Bestattungskosten im Falle der Körperspende ein mögliches Motiv für die zunehmende Nachfrage nach Körperspendevereinbarungen darstellt – ein Aspekt, der zumindest klärungsbedürftig erscheint.⁸

⁵ Vgl. Kleinke (2007), S. 36.

⁶ Angesichts des Überangebots und finanzieller Engpässe verlangen mittlerweile 20 bis 30 Prozent der anatomischen Institute eine Kostenbeteiligung von 600 bis 1.200 Euro: Immer mehr Körperspenden (2008).

⁷ Vgl. Kleinke (2007), S. 35.

⁸ Ein weiteres vergleichsweise neues Motiv ist in der Veränderung der Familienstruktur und -größe zu sehen (Zunahme von Menschen ohne Familienangehörige oder Bezugspersonen); auch diese soziale Konstellation dürfte auf den Prozess der Entscheidung für eine Körperspende Einfluss nehmen.

Unser Beitrag nähert sich der skizzierten Thematik „Körperspende“ in vier Schritten:

- (1) Zunächst soll eine Bestimmung des Begriffs „(Körper-)Spende“ vorgenommen werden. Im Rahmen dieser initialen terminologischen Analyse ist zu klären, inwieweit die Bezeichnung Körperspende den Sachverhalt einer Spende – insbesondere unter Berücksichtigung der „Gegenleistungen“ der anatomischen Institute und des praktizierten „do ut des“ – adäquat abbildet oder ob der Begriff nicht eher Fehlinterpretationen Vorschub leistet und somit zur Diskussion gestellt werden sollte.
- (2) Anschließend ist die Geschichte der anatomischen Sektion und der Körperspende in ihren wesentlichen Entwicklungsstufen nachzuzeichnen – angefangen vom 19. Jahrhundert, in dem anatomische Sektionen aufgrund zweifelhafter Rekrutierungspraktiken gemeinhin als ehrenrührig angesehen und abgelehnt wurden, über die allmähliche Etablierung der Körperspende als altruistisches Vermächtnis mit zunächst (bis in die 1970er Jahre) mäßiger Akzeptanz bis hin zur heutigen stark gestiegenen Bereitschaft zu einer Spendevereinbarung. Dabei gilt es Kontinuitätslinien ebenso herauszuarbeiten wie etwaige Brüche im Zeitverlauf.
- (3) Auf der Grundlage der in (1) und (2) festgestellten Zwischenergebnisse erfolgt sodann eine kritische Überprüfung der Hauptthese dieses Beitrages, die sich folgendermaßen formulieren lässt: *Die gestiegene Nachfrage nach Körperspendevereinbarungen ist (z. T.) der Tatsache geschuldet, dass sich mit ihr – über die geschilderten immateriellen Anerkennungen hinaus – konkrete geldwerte Vorteile verbinden; diese kommen zwar nicht mehr dem Verstorbenen, aber doch seinen Nachkommen zugute und können überdies den Körperspender selbst zu Lebzeiten von der möglichen Sorge um die Finanzierung der eigenen Bestattung und der Grabpflege entlasten.*
In diesem Zusammenhang sind auch die Argumentationsfiguren der anatomischen Institute, die dezidiert den altruistischen und idealistischen Charakter der Körperspende hervorheben, zu hinterfragen.
- (4) Schließlich gilt es herauszuarbeiten, was der in (3) erhobene Befund für die Einordnung und Bewertung des *toten Körpers* bedeutet. Hierbei steht eine weitere These auf dem Prüfstand: *Wenn es zutrifft, dass Körperspendevereinbarungen in zunehmendem Maße wegen des geldwerten Vorteils zustande kommen, bedeutet dies zugleich, dass der eigene leblose Körper gezielt als ökonomische Ressource eingesetzt wird.* In diesem Fall befähigt der tote Körper den Spender zu einer Entscheidung von finanzieller Tragweite. Die Leiche wird so zu einem Gegenstand, an dem sich Selbstbestimmung

(Empowerment) und Selbstwirksamkeit (Self-Efficacy) konkretisieren und mit dem der Spender seinen ökonomischen Interessen post mortem Geltung verschaffen kann.

Methoden

- a) Literaturstudie (Auswertung der medizin- und zeithistorischen sowie soziologischen Fachliteratur zur anatomischen Sektion und zur Körperspende);
- b) Auswertung der themenbezüglichen schriftlichen Verlautbarungen der Anatomischen Gesellschaft e.V. und der Homepageeinträge der anatomischen Institute; c) Auswertung der themenbezüglichen Meinungsumfragen zur (Körper-)Spendebereitschaft; d) themenbezügliche Veröffentlichungen in der Laienpresse (insb. Printmedien)

Literatur

1. Becker (2002): Kurt W. Becker, Anmerkungen zur Geschichte der anatomischen Sektion, Text zum Katalog der Ausstellung „KunstOrt Anatomie – Künstler auf Visite“. 23. Mai - 21. Juni 2002, Homburg 2002.
2. Heyn (2007): Gudrun Heyn, Sterben auf der Warteliste, Pharmazeutische Zeitung 41/2007.
3. Immer mehr Körperspenden (2008): N.N., Immer mehr Körperspenden, Stuttgarter Nachrichten, 04.07.2008, www.stuttgarter-nachrichten.de/stn/page/1752908_0_2147_unis-im-land-immer-mehr-koerperspenden.html [03.01.2009].
4. Kalchschmidt (2007): Ellen Kalchschmidt, Körperspende für das Anatomische Institut Homburg, Via medici online, 18.12.2007, www.thieme.de/viamedici/studienort_homburg/interessantes/koerperspende.html [03.01.2009]
5. Kleinke (2007): Rouven Kleinke, Ein Blick auf die Körperspende des Jahres 1845. Einblick in die Körperspende heute, Med. Diss. Berlin 2007.

Sektion III: Todeserfahrung, Thanatologie & Gesellschaft

III.1 Erfahrungen mit Tod und deren Wirkungen auf Lebensverläufe und soziale Netzwerke

Jochen Grötzbach

Menschen kommen in ihrem Leben immer wieder, in unterschiedlicher Intensität, mit dem Tod in Berührung. Diese Berührungen sind meist plötzlich, ungeplant und daher schwer kontrollierbar. Je nach Alter, individuellen oder kognitiven Fähigkeiten und sozialen Netzwerken unterscheiden sich Erfahrungen und Bewältigungsstrategien, wenn nahe Angehörige oder Bezugspersonen fehlen oder die eigene Endlichkeit plötzlich in den Fokus rückt. Soziologisch gesehen sind Krankheiten, der Verfall des Körpers und schließlich der Tod auch deshalb interessant, da hierbei gesellschaftlichen Trends wie Zivilisierung (Elias 1997), Modernisierung und Individualisierung Grenzen aufgezeigt werden. Erfahrungen mit Tod und Verfall werden zwar in vielen Lebensphasen zeitlich verschoben und bei hochgradig arbeitsteiligen Gesellschaften in bestimmte Berufsgruppen ausgelagert, können aber trotz längerer Lebens- und Sterbensphasen und einem vielfach „unbewussteren“ Sterben bei z.B. Demenzkranken nie völlig umgangen werden.

Methoden

Anhand von Lebensverlaufanalysen, z.B. der „retrospective life history analysis“ (Giele/Elder 1998; Elder 1974; Elder 1977), können der Einfluss von prägenden Ereignissen der Vergangenheit (in diesem Fall Erfahrungen mit dem Tod) beleuchtet und so bei Betrachtung einer größeren Zahl von Lebensverläufen besondere Ereignisse, Lebensphasen oder Kombinationen von Ereignissen und Lebensphasen entdeckt und beschrieben werden. Die Erfahrungen können mit gegenwärtigen Lebensbedingungen der Befragten sowie deren zukünftigen Erwartungen (bis zum eigenen Tod und darüber hinaus) verglichen und analysiert werden, um beständige Muster und ein umfassendes Bild vom unterschiedlichen individuellen Umgang mit dem Tod zu gewinnen. Eine weitere, eventuelle zusätzliche, Analyseverfahren ist die Betrachtungsweise aus der Perspektive einer größeren sozialen Gruppe, z.B. einer Familie, und deren Bewältigungsstrategien bezüglich des Todes eines nahen Angehö-

rigen. Hierbei ist interessant, wie der Tod die Familienstruktur und soziale Netzwerke verändert. Im Gegensatz zur retrospective life history analysis, bei welcher verschiedene Ereignisse eines Individuums analysiert werden, ist hier ein Ereignis (Tod eines nahen Angehörigen) der Ausgangspunkt, von dem aus soziale Veränderungen verschiedener Biographien beobachtet werden können.

Eine dritte Beobachtungsmethode wäre (optional) die Analyse von unterschiedlichen Todesursachen bzw. Krankheiten bezüglich ihrer Wirkungen auf individuelle Lebensverläufe oder soziale Strukturen.

Forschungsfragen

- In welchen Lebensphasen häufen sich Erfahrungen mit dem Tod? Gibt es diesbezüglich gesellschaftliche Veränderungen (demographischer Wandel, Differenzierung, Tabuisierung, Individualisierung etc.)?
- Inwieweit spielen zeitliche Abstände oder Häufungen von Erfahrungen mit dem Tod – je nach Lebensphase oder sozialen Struktur – eine Rolle?
- Wie entwickeln sich Bedeutungen des Todes, Ängste davor, der Umgang damit, die Interaktion bzw. Kommunikation mit anderen Menschen diesbezüglich und Erwartungen hinsichtlich des eigenen Todes im Lebensverlauf?
- Wird der Umgang mit dem Tod zunehmend verrechtlicht und rationalisiert?
- Welche Bedeutung hat der tote Körper für nahe Angehörige, je nach Lebensphase, kulturellem Umfeld und sozialer Situation?
- Welche Bedeutung hat individuelles und kollektives Trauern als Bewältigungsstrategie im Lebensverlauf?
- Spielt Humor eine Rolle beim Umgang mit dem eigenen Tod, z.B. als Verdrängung, Abbau von Ängsten, Beruhigung von Angehörigen oder Aufhellung von bedrückenden Stimmungen?

Literatur

1. Elder (1974): Glen H. Elder, Jr., Children of the Great Depression: Social Change in Life Experience, Chicago 1974.
2. Elder (1977): Glen H. Elder, Jr., "Family History and the Life Course", Journal of Family History 2, 1977 (4), p. 279-304.
3. Elias (1997): Norbert Elias, Über den Prozeß der Zivilisation, Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, Band 1 und 2, Frankfurt a. M. 1997.

4. Giele/Elder (1998): Janet Z. Giele, Glen H. Elder, Jr. (Hrsg), *Methods of Life Course Research, Qualitative and Quantitative Approaches*, Sage Publications 1998.

III.2 Death Education and Thanatology in Germany

Carmen Lubberich

Death is part of living, but western cultures tend to hide, repress, and eliminate the presence of death. The cult of youth worship in media and advertising, the practice of sending elderly to nursing homes and people with disabilities to institutions, and the social embarrassment and avoidance common in discussions about death and dying are indications of discomfort with the theme of death. Thanatology is a science that approaches death from an interdisciplinary perspective and works to reduce the impact of social trends which avoid or stigmatize death and dying. It makes efforts to create awareness about dying, death, and all the adjacent areas (grief, palliative medicine, embalming, etc.), as well as educational initiatives to help people to live with the phenomenon of death.

An international comparative perspective on Thanatology as a science may reveal a great deal about varying cultural attitudes toward the dead body and toward the process of dying. Most specialists engaged in Thanatology prefer a holistic view, insisting on the high value of diversity and interdisciplinarity of the approaches.

Mexico has a Mexican Association of Thanatology, which celebrated its twentieth anniversary and hosted the eighth National Thanatology Congress this year (AMTAC 2008). Spain has a “Spanish and International Society of Thanatology”, founded in the year 1999 which has spread to Argentina, Mexico and Puerto Rico (Hernández 2004). The Universidad de La Laguna, in Tenerife, offers a Masters degree in care giving at the end of life (Thanatology) (García Hernández 2008). In the USA, the Association for Death Education and Counseling, founded in 1976, sees itself as the “oldest interdisciplinary organization in the field of dying, death and bereavement” (Servaty-Sieb 2006). An international organization for death and suicide studies, I.A.T.S. International Association of Thanatology and Suicidology is based in Italy (Campione 2007).

In Germany, however, Thanatology is represented in the “Association of Thanatology Service Providers”¹ which sees itself as an association of embalmers and intends to keep it this way (Schönsee 2008). So far no organization could be found in Germany that engages specifically in death education. It is underrepresenting the scope of Thanatology to name the organization which restricts its activities to “modern embalming” and burial culture servi-

¹ (Verband dienstleistender Thanatologen e.V.)

ces nonetheless “German Association of Thanatology Service Providers.” Embalmers are not Thanatologists, though the German Association names them that way.

The need for acceptance of the phenomenon of death as a part of life will continue to rise as the average age in western society increases. How the profession and scope of Thanatologists and Thanatology has emerged in longitudinal and international comparative perspective may grant predictive power for understanding the role and meaning of the dead body in society in the coming decades.

Literatur

1. AMTAC (2008): Foro de la Asociación Mexicana de Tanatología, A.C. <http://www.tanatologia-amtac.com> [29.12.2008].
2. Campione, F. (2007). Istituto di Tanatologia - Clinica della crisi - I.A.T.S. Bologna. <http://www.clinicacrisi.it/statuto.asp> [29.12.2008].
3. Hernández (2004): García Hernández, Alfonso Miguel, Spanish and International Society of Thanatology. <http://tanatologia.org/seit/index.html> [29.12.2008].
4. García Hernández, Alfonso Miguel (2008), Universidad de La Laguna. España.
5. Department of Nursing and the College of Nursing and Physiotherapy <http://www.ull.es/portal/viewcontent.aspx?id=20669>. [29.12.2008].
6. Schönsee (2008): Heiko Schönsee, Verband Dienstleistender Thanatologen e.V. <http://www.thanatologen.de> [29.12.2008].
7. Servaty-Sieb (2006): Heather Servaty-Seib, Association for Death Education and Counseling. <http://www.adec.org/about/history.cfm>. [29.12.2008].

Sektion IV: Der tote Körper im Zeichen des Krieges

IV.1 Metamorphosen im Zeichen des Krieges. Literatur und Kunst als Schlachtfelder einer Ästhetik des Leibes und der Seele

Gertrude Cepl-Kaufmann und Jasmin Grande

Seit jeher haben Kriege Künstler und Schriftsteller zu ihren Werken motiviert. Keine Kriege aber haben die Erfahrungswelt so verändert wie der Erste und Zweite Weltkrieg: bedeutete die Apokalypse des Ersten Weltkrieges mit der Entdeckung des Gases als Waffe und einem technischen Vernichtungsinstrumentarium das Ende des Krieges der Helden und Abenteurer, entgrenzte der Zweite Weltkrieg mit seinen flächendeckenden Bombenteppichen das Areal des Schlachtfeldes, die Untergangsszenarien z.B. in Stalingrad ließen jede bis dahin geltende Erfahrung hinter sich. Ein verändertes Selbstverständnis des Individuums in der Moderne prägte die Literatur zwar schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts, doch der Erste und Zweite Weltkrieg intensivierten diesen Diskurs, indem sie mehrfach hintereinander das ursprünglich so feste wilhelminische Weltbild erschütterten. Als Seismographen dieser Erschütterungen und als Dokumentationen lassen sich die literarischen und künstlerischen Entwicklungen dieser Zeit lesen.

Die Vorstellung von Krieg, die Zeichensprache, in der er in Kunst und Literatur seinen Niederschlag fand, offeriert ein quantitativ und qualitativ ergiebiges Feld. Wie lässt sich dieses immense, in seinen Dimensionen nicht einmal annähernd rezipierte oder gar wissenschaftlich aufgearbeitete Bild- und Textmaterial strukturieren und erkenntnisträchtig analysieren? Hierbei wird, wie im Gesamtprojekt, die Thematik des Körpers eine herausragende Rolle spielen. Diese Fokussierung erweist sich, wie gezeigt werden kann, nicht als Partialisierung des Phänomens Krieg auf ein Randthema oder gar die Minimierung auf ein Segment des historischen Ereignisses, sondern eröffnet einen Zugang zu den fundamentalen Veränderungen bis dahin geltender ästhetischer, anthropologischer und erkenntniskritischer Normen der Moderne und ihrer Zeichensprache.

Im Projekt wird zum einen ein historischer Zugang zur thematisch auf die Auseinandersetzung mit den Kriegen bezogene Kunst und Literatur zu suchen sein. So wird die Genese der künstlerischen Verarbeitung des Krieges im Zwanzigsten Jahrhundert herausgearbeitet, die Provokation, die eine veränderte Kriegstechnik und -erfahrung für Künstler und Schriftsteller bedeu-

tete. Im Projekt wird zum anderen eine Ästhetik des Körpers im Kontext der Realität der Kriege herauskristallisiert werden können.

Zum Workshop wird das in der Entwicklung befindliche Forschungsvorhaben unter folgenden Aspekten vorgestellt:

1. Zur Beschreibung des Krieges
2. Vom Zeichen und Zeigecharakter. Ecce homo
3. Gewinn und Verlust. Ästhetische Inventur des Krieges
4. Heldensterben
5. Ästhetikdiskurse in Zeiten des Krieges. Groteske und Phantastik

Zu 1. Zur Beschreibung des Krieges

In Tagebüchern, Briefen, Presseberichten und fiktionalen Texten einerseits, in bildkünstlerischen Schlachtszenarien und realitätsmotivierten Aneignungen andererseits haben Zeitgenossen Kriegsereignisse festgehalten. Vergleiche der Quellen zu den beiden Weltkriegen lassen die differenzierte Erlebnisbasis erkennen. Bisher kaum ausgewertete Materialien ergeben sich u.a. mit der Fülle an Feldpostkarten, den von Schriftstellern verfassten Frontberichten (Josef Ponten, August Macke, Carl Einstein, Carl Zuckmayer, Alfred Döblin, Wilhelm Schmidtbonn) oder Totenzetteln als letzten Grüßen an die gefallenen Soldaten (das Stadtarchiv Düsseldorf besitzt eine Sammlung von 23.000 Totenzetteln, die für den Ersten Weltkrieg im Rahmen eines vorangegangenen Projektes schon ansatzweise ausgewertet wurden).

Vergleichsebenen ergeben sich durch die Gegenüberstellung z.B. von Ost- und Westfront und im Blick auf eine professionelle journalistische Berichterstattung im Vergleich zu fiktionalen Umsetzungen in den unterschiedlichen Gattungen. Erfasst und damit für die weitere Forschung bereitgestellt werden können die schriftstellerischen Frontberichte ebenso wie die Berichte der kriegsnahen Berufsgruppen, z.B. der Krankenschwestern (ein größerer Bestand ist in Form von Rotkreuz-Schwesternakten im Universitätsarchiv der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf deponiert). Herausgearbeitet werden können Parameter und Beschreibungskategorien, z.B. über Körperzustände, Todesarten, Leichen; dramatische Aspekte des Kriegsgeschehens, und z.B. Verlaufsformen des Todes. Sie sind literarisch zu finden z.B. in Ernst Tollers Beschreibung des Kriegsterbenden im Drama „Hoppla wir leben“.

Zu 2. Vom Zeige- und Zeichencharakter. Ecce homo

Fragen wir, wie vor allem Künstler appellativ auf die Kriegserfahrung reagiert haben, begegnet uns eine Fülle von Bildern mit dem auf die Leidensge-

schichte Christi rekurrierenden Titel „Ecce homo“ (Max Beckmann, Gert Wollheim, Franz W. Seiwert, Christian Rohlf). Mitleid, Trauer, Verzweiflung, aber auch Appelle an den neuen Menschen fanden Ausdrucksformen, die zu sammeln und zu systematisieren sind. Die Filmwelt von Fritz Langs Film „Metropolis“ rekuriert auf die Sintflut, Gegen- und Heilsbilder vom Paradies und von der Auferstehung finden wir bei Franz Marc, Heinrich Campendonk, Else Lasker-Schüler und Max Beckmann. Die Zeichensprache christlicher Emblematik ist in Kunst und Literatur omnipräsent. Sie reicht vom utopischen Konstrukt eines „Völkerfrühling“ mit seinen restituierten, auferstandenen Körpern bis zur Vernichtungsemblematik der „Hölle“, wie wir sie in Beckmanns Kriegszyklus finden.

Bisher kaum in den Blick geriet die Bedeutung der Tiermetaphorik. Von Bert Brechts früher Lyrik „Ein Pferd klagt an“ bis zu Otto Schuberts Mappe „Das Leiden der Pferde im Krieg“ vermittelt die Übertragung auf den Tod eines Tieres Leerstellen und Unsagbarkeiten im Umgang mit der menschlichen Leiche.

Zu 3. Gewinn und Verlust. Ästhetische Inventur des Krieges

Günter Eich hat seine Verlusterfahrungen im Gedicht „Inventur“ in eindrucksvolle Lyrik übertragen. Als Kriegsgefangener 1945 im berüchtigten Camp 16 bei Remagen sah er sich in einer art open-air Vorhölle bei „Laus und Regenwurm“ und betastete quasi seine eigene Rest-Existenz. Verlustphänomene begegnen uns allenthalben: Die verlorenen Augen der Kriegsblinden im Ersten Weltkrieg malten Otto Dix und Will Küpper, die verlorene Stimme des Ersten Weltkrieges kompensierten die Theaterschulen, der Verlust der Sprache schien nach dem Zweiten Weltkrieg eine generationenprägende, kaum zu heilende Verletzung der Persönlichkeit und der Gesellschaft. Verlorene Beine beschreiben die neusachlichen Arbeiterbilder von Gerd Arntz und Gottfried Brockmann. Die „Eisprinzessin“ Jenny Brunies in Günter Grass Roman „Hundejahre“ begegnet uns als metaphorisch überhöhte, entmaterialisierte Balletteuse, nachdem ihr traumhoher Spann Opfer der Bombardierung Berlins während des Zweiten Weltkrieges geworden war. Alfred Döblin offeriert im Roman „Hamlet. Oder die lange Nacht nimmt ein Ende“ mit dem beinamputierten Kriegsoffer Edward Allison eine eigenwillige Kriegstheorie, Heiner Müller mit der „Hamletmaschine“ das Prinzip des Selbstzerstörerischen als fundamentalem Krieg gegen das Menschliche.

Ist es ein Gewinn, wenn das Thema „Scham“ in künstlerischer Vollen- dung an das Thema Krieg und Verlust der Würde des Menschen gebunden wird? Es begegnet uns im „schamzerpört“ der im Schützengraben des Ersten

Weltkrieges entstandenen Stramm'schen Lyrik ebenso wie in dem weltweit bekanntesten Photo des Vietnam-Krieges, einem nackt vor den marodierenden GIs fliehenden kleinen Mädchen. Nacktheit als Symptom der existentiellen Krise des Menschen finden wir in den literarischen und künstlerischen Quellen zu beiden Kriegen. In der Variante des Skeletts als dem „nackten“ Körper schlechthin wird es im Ästhetikdiskurs des Phantastischen (siehe zu 5.) eine besondere Rolle spielen.

Zu 4. Heldensterben

Die technische Revolution des Krieges bedeutete das Ende der männlichen Bewährung. Dennoch feiert der Held in Ernst Jüngers Roman „In Stahlgewittern“ seine Renaissance, während Ernst Toller im Drama „Hinkemann“ schon mit dem sprechenden Namen seines Titelhelden den im Krieg seiner Geschlechtsteile beraubten Veteranen zum Opfer der verlorenen Heldenzeiten macht. Literatur und Kunst haben ein Thema gefunden, dessen künstlerische Intention vom männlich dominierten Futurismus und seiner Kriegsmetaphorik bis zum „Maschinenmenschen“ als neuem, quasi kriegsgeborenen „Messias“ reicht. In Georg Kaisers „Gas“-Dramen binden sie sich an das Vernichtungspotential des Ersten Weltkrieges und an die Genese eines eigenen Männlichkeitsprofils und entsprechender reduzierter Blau- und Gelb-Figuren als den symptomatischen Gasformationen.

Zu 5. Ästhetikdiskurse in Zeiten des Krieges. Groteske und Phantastik

Schon Baudelaire läutete mit seiner These von der „Entzauberung der Welt“ die Moderne ein, doch erst die großen Kriege lieferten dazu die Bilder und Texte.

Zu fragen ist nach dem Verhältnis von Körper und Utopie, nach den Folgen, wenn das Subjekt sich auflöst. Was macht der Körper in der Moderne, was macht man mit dem Körper? Hier kann ein Blick auf die Phantastik in Literatur und Kunst neue Erkenntnisse vermitteln:

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts bereits finden wir eine Hochblüte der phantastischen Literatur. War der Grund dafür die Möglichkeit der Phantastik, durch Irritationen, Wunder, etc. eine unsicher gewordene Welt widerzuspiegeln (Clemens Ruthner, Winfried Freund) und die der Wahrnehmung unterworfenen und somit als zersplittert verstandene Welt des Subjekts – Ichabbau – in Form von bestimmten Motiven wie Untoten, Monstern, Wunderwesen sowie verschiedenen Wirklichkeits- und Traumebenen, etc. wiederzugeben, gewinnt diese Tendenz mit den Kriegen den Status einer generalisierenden Fragestellung: wie verhält sich der Körper des Subjekts in der phan-

tastischen Literatur? Mit dem Ersten und Zweiten Weltkrieg wird das Sterben zum adäquaten Zustand des Individuums in der Moderne, zu zeigen u.a. bei Alexander Lernet-Holenia. Die Skelettierung als Bloßlegung wird in der Fülle der Totentanz-Motivik erkennbar, z.B. bei Karl-Heinz Strobl, Ernst Toller und Adolf Uzarski.

An die Phantastik-Diskurse gebunden ist die Ästhetik des Hässlichen, z.B. bei Hans Heinz Ewers. In der Phantastik und darüber hinaus begegnet uns aber auch ein bemerkenswerter Zugewinn, nämlich im Phänomen der Zerstörung als neue Lust. Wir finden es bereits bei Friedrich Nietzsche im Kontext seiner Kriegstheorie. Mit dem Ersten Weltkrieg erhält auch diese vorgedachte Ästhetik ein Äquivalent im Motiv der zerstörten Wirklichkeit und des zerstörten Körpers – bis hin in die Dada-Texte, die nicht von ungefähr in Zeiten des 1. WK entstanden.

Die Ästhetikdiskurse, an die sich die Untersuchungen zum Thema Krieg und Körper binden, lassen sich von den zeitgenössischen Poetikdiskursen etwa im Umfeld von Benns Morgue-Gedichten und dem zeitgleich verbreiteten Leichenschauhaus-Topos bis in die wissenschaftspraktischen Felder von heute, etwa die Diskurse um das Monströse, weiterverfolgen.

Wissenschaftspraktische Ebene:

Das Forschungsvorhaben sieht sich in Nachbarschaft und Verknüpfung mit dem Projekt „Tote Körper als Kultobjekt, Mengenproblem und historische Quelle auf den Schlachtfeldern des 20. Jh.“ Stärker als im Projekt von Christoph Rass liegt der Schwerpunkt der Untersuchung in der in der bisherigen Forschung fehlenden Ausdifferenzierung des Stoff- und Motivkomplexes. Darüber hinaus spielt im vorzustellenden Projekt die gattungspoetische Vielfalt in der Literatur und die interdisziplinäre Verknüpfung mit der stilistischen Fülle in der Kunst eine besondere Rolle. Zudem wird auch die kultursoziologisch interessante Vernetzung der Schriftsteller und Künstler mit herausragenden Zentren kultureller Praxis und den politischen Formierungen, etwa den Novembergruppen nach dem Ersten Weltkrieg oder den Ästhetikern der Gruppe 47 nach dem Zweiten Weltkrieg als epochenspezifisches Netzwerk herausgearbeitet. Die ästhetiktheoretische Fundierung gibt den Ergebnissen eine über die Motivik hinausweisende Bedeutung.¹

¹ Vorarbeiten sind bereits geleistet: In mehreren eigenen Ausstellungsprojekten und begleitenden Publikationen wurde der Aspekt „Krieg und Utopie“ gezeigt und kommentiert. Die zuletzt im Historial de la Grande Guerre in Péronne realisierte Ausstellung „L'autre Allemagne (1914-1924): Rêver la Guerre“ könnte auch den Ansatzpunkt ausmachen für ein komparatistisches Verfahren: In der ständigen

Ausstellung in Péronne wird die Kriegsthematik entsprechend der historischen Realität des Ersten Weltkrieg in der Region als internationales Phänomen gezeigt. Die Beteiligung an einer BBC-Produktion (Cepl-Kaufmann) über europäische Intellektuelle und Künstler im Ersten Weltkrieg legt eine solche Perspektive nahe.

Ein Anknüpfungspunkt ergibt sich auch mit der bei Christoph Rass aufgeführten Verbindung zu den Aktivitäten der Konejung-Stiftung, zu der auch für dieses Projekt bereits über die Péronne-Ausstellung eine Verbindung besteht.

IV.2 Tote Soldaten auf den Schlachtfeldern der Weltkriege - *dienstbare Leichen* zwischen tabuisiertem Sterben und kollektivem Totenkult?

Christoph Rass

Im Kern militärischer Auseinandersetzungen liegen das Töten und das Sterben. Der hier skizzierte Beitrag stellt die Frage nach dem Umgang mit toten Soldaten und ihren Körpern in und nach Kriegen. Einen wichtigen Schwerpunkt in der Forschung bildet die Auseinandersetzung mit dem Sterben von Soldaten aus der Perspektive von Sinnzuschreibungen im Kontext von Totenkult und Trauerarchitektur bzw. -ritualen, die einerseits den Mord und das Ermordet werden im Krieg, andererseits die daraus resultierenden Verluste und Traumata rechtfertigen sollen. Daneben nimmt die Analyse der visuellen und schriftlichen künstlerischen Verarbeitung der zeugenhaften Todeserfahrung Überlebender breiten Raum ein. Die im Folgenden diskutierten Fragen bewegen sich ergänzend dazu dichter an dem konkreten Geschehen, das der Tod eines Soldaten auslöst und den zunächst noch lebenden, dann toten Körper selbst betrifft. Das Ziel ist es, den Tod im Krieg und den toten Körper in Beziehung zur Entwicklung moderner, in die Gesellschaften von Nationalstaaten eingebetteter militärischer Institutionen zu setzen und die Betrachtung auf den Zusammenhang zwischen den Orten und den Toten eines Krieges einerseits, auf das sich über die Zeit verändernde (wissenschaftliche) Interesse am toten Körper andererseits zu erweitern.

Vor diesem Hintergrund thematisiert der Vortrag erstens das Entstehen moderner Soldatenfriedhöfe seit dem 19. Jahrhundert. Zweitens bestimmte durch die Erfahrungen des Ersten sowie des Zweiten Weltkrieges ausgelösten Veränderungen sowie drittens wichtige neuere Entwicklungen im Umgang mit den Toten auf den Schlachtfeldern vergangener Kriege. Aktualität gewinnt dieses Freilegen der sich hinter Trauer und Totenkult verbergenden Strukturen nicht nur angesichts drängender Forderungen nach einem Paradigmenwechsel im Umgang mit historischen Schlachtfeldern sondern auch im Zusammenhang mit dem Diskurs über den Umgang mit den Soldaten der Bundeswehr, die im Verlauf von Auslandseinsätzen, die sich schrittweise Kriegseinsätzen annähern ohne als solche benannt, anerkannt und diskutiert zu werden, getötet werden.

Vor der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war ein systematischer oder bewusster Umgang mit den Toten eines Krieges bzw. einer Schlacht in Europa weitgehend unbekannt. Die Soldaten der Söldner- und Untertanen-

heere des 15., 16. und 17. Jahrhunderts standen zumeist in so großer sozialer Distanz zu den Staaten und Gesellschaften, für die sie in den Krieg zogen, dass, einmal ganz abgesehen von den fehlenden logistischen Voraussetzungen, wenig dafür zu sprechen schien, sich mit denjenigen zu beschäftigen, die tot oder sterbend auf einem Schlachtfeld zurückblieben. War ein Soldat „gefallen“ oder tödlich verwundet – hatte er also seine Funktionsfähigkeit unwiederbringlich eingebüßt – erlosch das Interesse an ihm. Die Toten blieben zurück, wurden bestenfalls in anonymen Massengräbern beerdigt oder auf großen Scheiterhaufen verbrannt, um einer Seuchengefahr vorzubeugen. Das Bergen ihrer Ausrüstung und das Streichen ihres Namens aus der Stammrolle genossen jedenfalls größere Priorität als die Bestattung der Toten. Eine Ausnahme bildeten freilich prominente Tote, Heerführer, adelige Offiziere, politische Führer, an die man schon früh durch Marksteine am Ort ihres Todes und eine Einzelbestattung – oft nach aufwändiger Überführung in die Heimat – erinnerte.

Diese Praxis änderte sich im 19. Jahrhundert fundamental. An die Stelle der Söldnerarmeen traten die auf der allgemeinen Wehrpflicht fußenden Bürgerheere. Zog eine solche Armee in den Krieg, so rissen ihre Toten Wunden in die Mitte einer Gesellschaft. Das anonyme Sterben und das Verschwinden des toten Körpers waren mit der erforderlichen Akzeptanz breiter Segmente einer Gesellschaft, auf Befehl zum Töten und Sterben in einen Krieg zu ziehen, nicht mehr vereinbar. Nachdem bei Gettysburg im November 1863, nur fünf Monate nach der Schlacht, der erste moderne Soldatenfriedhof *auf* einem Schlachtfeld eingeweiht worden war, entstand auch in Europa ein neuer Kult um den toten Soldaten. Nicht nur in Deutschland, wo die Einigungskriege und der deutsch-französische Krieg von 1870/71 diese Entwicklung befeuerten, versuchte man nun, jedem „Gefallenen“ ein eigenes Grab auf schlachtfeldnahen Soldatenfriedhöfen zu verschaffen. Zugleich erinnerten die bis heute omnipräsenten Kriegerdenkmäler in der Heimat an die Toten. Dabei band der damit korrespondierende kollektive Trauerkult die toten Soldaten auf fatale Weise in militaristische und den Krieg verherrlichende Deutungsmuster ein.

Ein systematischer Umgang mit den Toten war ebenso Voraussetzung wie Folge dieses Prozesses. Die Bergung, Identifizierung und eine regelkonforme Bestattung der Toten gewann nun größte Wichtigkeit, während völkerrechtliche Verträge das Ruherecht von Kombattanten auf Schlachtfeldern im Ausland regelten. Tatsächlich etablierte die Mehrzahl der europäischen Armeen bis zum Vorabend des Ersten Weltkrieges entsprechende Mechanismen, an die zivile Institutionen – die sich etwa der Grabpflege verschrieben –

ebenso anknüpfen konnten, wie die individuelle Trauer und der offizielle Totenkult, aber auch die Strukturen des parallel entstehenden Sozialstaates, die sich mit den durch den Tod ausgelösten Versorgungsansprüchen auseinandersetzen.

Die ungeheuren menschlichen Verluste des Ersten Weltkrieges machten den Tod auf dem Schlachtfeld zum Mengenproblem. Waren im Deutsch-Französischen Krieg vier Jahrzehnte zuvor auf deutscher Seite 40.000 Soldaten gestorben, so zählte man nun die Opfer *einer* Schlacht nicht selten nach Hunderttausenden; hatten die europäischen Kriege seit 1815 zumeist nur wenige Monate gedauert, so zog sich dieser erste *Totale Krieg* mehr als vier Jahre hin und kostete nahezu 20 Millionen Menschen das Leben. Den entstehenden Bürokratien des Todes gelang es zwar, die Toten zu verwalten und auf den riesigen Gräberfeldern, zu denen die Soldatenfriedhöfe nun wurden, zu bestatten. Totenkult und Realität des Sterbens klafften jedoch immer weiter auseinander. Während auf den Schlachtfeldern Soldaten, modernen Waffen ausgeliefert, massenhaft unter grauenvollen Umständen starben, manifestierten ihre Gräber, in Anlage und Architektur Ordnung und Hierarchie des militärischen Systems abbildend und trotz der vorherrschenden Einzelgräber den Toten seiner Individualität beraubend, Sinnzuschreibungen, die zwar – weit hin akzeptiert – der Rechtfertigung von Krieg und Tod dienten, dem Schicksal der Getöteten jedoch kaum gerecht wurden. Eine wichtige Folge dieser Prozesse war allerdings die Erhebung von Daten über den Tod eines Soldaten und den Verbleib seiner Leiche in bis dahin ungekannter Genauigkeit und Detailfülle. Hinter dem öffentlichen Bild vom heroischen Soldatentod stehen seit dem individualisierte Protokolle des Tötens und Sterbens.

Die lückenlose Dokumentation und Verwaltung des Todes führte im Zweiten Weltkrieg, der weltweit mehr als 50 Millionen Opfer forderte, dazu, dass beispielsweise die so genannte Wehrmachtauskunftsstelle, der unter anderem die Aufgabe zufiel, jeden deutschen Soldaten auf seinem Weg durch Armee und Krieg zu verfolgen und ggf. schließlich seinen Tod und seine Bestattung zu dokumentieren, zu beurkunden und die Nachlassverwaltung abzuwickeln, einen der weltweit größten personenbezogenen Aktenbestände hinterlassen hat. Insbesondere Dauer, Dimension und Verlauf des Zweiten Weltkrieges haben allerdings auf seinen Schlachtfeldern eine Reihe von Problemen, Fragen und Herausforderungen hinterlassen. So konnte vielfach die Totenbergrung, insbesondere während der Endphase des Krieges, nicht durchgeführt oder abgeschlossen werden und dauert, in Osteuropa aber auch im Hürtgenwald – nur 30 Kilometer entfernt von Aachen – bis heute an. Zugleich folgt der Umgang mit den Toten, auf deutscher Seite seit den 1920er

Jahren in der Hand des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge liegend, noch immer überkommenen Mustern, die einem kritischen Umgang und würdigen Gedenken aus heutiger Perspektive nicht mehr uneingeschränkt gerecht werden. Die Herausforderung einer angemessenen Annäherung an den Tod im Krieg, der mit etablierten Strukturen brechen muss, kulminiert auf vielen ehemaligen Schlachtfeldern, die einerseits als Gedenk- und Erinnerungsorte, andererseits – entsprechend aufbereitet und dokumentiert – touristischen Interessen, historischer Information und pädagogischen Zwecken dienen sollen.

Die Bergung der Überreste toter Soldaten von den Schlachtfeldern erfolgt heute nach wie vor unter Zuhilfenahme der zeitgenössischen Akten und Identifizierungsmechanismen. Aber beispielsweise auch die Methoden der modernen Forensik werden zunehmend bei der Suche nach noch immer Vermissten, der Identifikation zufällig entdeckter Opfer oder systematischen Bergungen auf vergessenen Gefechtsfeldern eingesetzt. Gleichzeitig wächst das Interesse der Forschung an den Toten moderner Kriege als Quelle, die unterschiedlichste Fragestellungen beantworten hilft. Auf der einen Seite nähert sich die Schlachtfeldarchäologie zunehmend auch den Kriegen des 20. Jahrhunderts und integriert in die Untersuchung von Bodenfunden auch die Toten, die auf Schlachtfeldern zurückgeblieben sind. Auf der anderen Seite ist nahezu jeder Tote einer modernen Armee mit einem Datensatz verbunden, mit Personalunterlagen, die sein Leben und Sterben verzeichnen. Diese Informationen sind wichtige und noch weitgehend ungenutzte Quellen nicht nur für die militärgeschichtliche Forschung. Ihre Auswertung ergibt einen neuartigen Fingerabdruck des Kriegsgeschehens auf dessen Grundlage Erkenntnisse über die Intensität und den Verlauf militärischer Konflikte erarbeitet werden können. Sie bieten aber auch die Chance, nicht nur das Leben, sondern auch das Sterben und die Geschichte des zurück bleibenden toten Körpers eines Menschen, der als Soldat „in den Krieg zieht“, der Anonymität ebenso wie deformierenden Deutungen und Sinnzuschreibungen zu entreißen. Es gilt den Blick auf eine sich hinter politisierten Totenkulten verbergende weitgehend tabuisierte Realität des Sterbens und der toten Körper im Krieg frei zu legen.

Anknüpfend an diese Überlegungen sollten sich weiterführende Forschungsarbeiten mit einer Geschichte des Sterbens und des toten Körpers, insbesondere auch des Umgangs mit dem toten Körper, im Krieg widmen und die Perspektive über das Sterben von Kombattanten in Kampfhandlungen hinaus auf andere Todesumstände und Opfergruppen erweitern. Als grundlegend könnte sich dabei eine Herangehensweise

erweisen, die sich empirisch fundiert zwischen statistischen und kulturhistorischen Ansätzen bewegt und versucht, in einem weiten Zugriff Strukturen frei zu legen, die weiterführenden Deutungen eine neue Basis verschafft. Ebenso interessant wie wichtig wäre ferner eine neue Verortung des Todes und der Bedeutung des toten Körpers im Zusammenhang mit der Nachnutzung von Schlachtfeldern zwischen Totenbergrung, Kampfmittelräumung, Renaturierung und Historisierung. Beiden Forschungsfeldern gemeinsam ist eine differenziertere Betrachtung des toten Körpers im Krieg, die diesen einerseits in Verbindung setzt mit der dem Tod vorausgegangenen Lebensgeschichte, andererseits die Erkenntnismöglichkeiten, die er zu Sterben und Tod bietet, in höherem Maß als bisher erreicht, ausschöpft.¹

¹ Das vorliegende Exposé korrespondiert mit einer Reihe von Forschungsprojekten und -vorhaben am LuF Wirtschafts- und Sozialgeschichte der RWTH Aachen (Prof. Thomes): erstens meinen seit 1996 laufenden Studien zum Sozialprofil bzw. der Sozialgeschichte der bewaffneten Institutionen des „Dritten Reiches“; zweitens neueren Arbeiten zur Geschichte des Zweiten Weltkrieges im Rheinland im Verbund mit der Konejung Stiftung:Kultur, die sich mit der Kriegsendphase 1944/45 und insbesondere dem Westwall und dem Schlachtfeld im Hürtgenwald auseinander setzen [in diesem Kontext wurde eine von Prof. Heinen betreute Magisterarbeit zum Schlachtfeld Hürtgenwald bereits abgeschlossen, eine weitere Magisterarbeit zur touristischen Erschließung von Schlachtfeldern betreut von Frau Prof. Fromhold-Eisebith ist im Entstehen]; drittens Planungen für eine komparative Studie über militärische Verluste und das Sterben im Krieg [Arbeitstitel *Death in Perspective*, gem. mit Prof. David R. Snyder, Austin Peay State University], die sich mit Erstem und Zweitem Weltkrieg sowie deutschen und us-amerikanischen Soldaten beschäftigen soll.

IV.3 Die Leiche als Waffe. Vom Kadaver zur biologischen Kampfstoffentwicklung

Tim Ohnhäuser

Auf den ersten Blick mag es befremdlich erscheinen, Leichen mit Waffen zu assoziieren und dabei nicht die Leiche als Produkt des Waffeneinsatzes, sondern als Waffe selbst zu definieren. Betrachtet man allerdings die Geschichte der so genannten Biowaffen, kommt man vor allem in deren Anfängen an toten menschlichen Körpern/Kadavern nicht vorbei.

Dass schon seit unbestimmter Zeit menschliche Leichen benutzt wurden, um Brunnen bzw. das Trinkwasser zu vergiften, gilt als unstrittig, denn es lassen sich viele dokumentierte Beispiele bis zum heutigen Tag finden. Darüber hinaus wurden „Leichengifte“ benutzt, um den Gegner nicht nur zu verwunden, sondern auch den Wirkungsgrad der Verletzungen zu erhöhen. Die Reiterkrieger der Skythen beispielsweise tränkten im 4. Jahrhundert ihre Pfeilspitzen in „Leichenflüssigkeit“. Als einer der bestdokumentierten Fälle des Einsatzes ganzer Leichen gilt die Belagerung der Schwarzmeerstadt Kaffa im Jahr 1346. Nach monatelanger erfolgloser Belagerung beschloss der verantwortliche Tartarenführer, Pestleichen aus den eigenen Reihen mittels Katapulten über die Stadtmauern zu befördern. Diese Taktik hatte gewünschten Erfolg, und heute gilt es als sehr wahrscheinlich, dass die in italienische Städte fliehenden Überlebenden großen Anteil an der verheerenden Pestepidemie Mitte des 14. Jahrhunderts hatten, der etwa ein Drittel der europäischen Bevölkerung zum Opfer fiel. Leichen (bzw. mit ihr in Verbindung stehende und heute bestimmbare Krankheitserreger und Toxine) sind also lange vor dem rapiden wissenschaftlich-technischen Fortschritt ab Ende des 19. Jahrhunderts als Kampf- und Sabotagemittel, als Waffe, genutzt worden. Davon abgesehen wurden tote Körper immer wieder zu Abschreckungszwecken eingesetzt. Von aufgespießten Kadavern oder Leichenteilen auf Stadtmauern in Antike und Mittelalter bis hin zu an Bäumen erhängten Deserteuren der Wehrmacht – schon immer wurden Leichen als Waffe zum Zweck der Einschüchterung gebraucht; diese Funktion konnte nach Außen wie nach Innen gerichtet sein.

Diese ersten Befunde bilden den Ausgangspunkt für eine historische Untersuchung, die die Berechtigung der semantischen Verbindung *Leiche als Waffe* sowie die Dienstbarmachung der Leiche als Waffe zum einen bzw. deren (aktuelle) Relevanz zum anderen untersuchen möchte.

Folgende Schritte sollen zu diesem Zweck vorgenommen werden:

- (1) Zunächst soll die Funktion der Leiche als Waffe analysiert werden und dazu eine *aktive* (A) von einer *passiven* (B) Form unterschieden werden. Während die *aktive* Form die Nutzung von Leichenteilen, sogenannten Leichengiften oder kompletten toten Körpern im Zuge einer konkreten Kampfhandlung oder Maßnahme gegen Feinde meint, beschränkt sich die *passive* Funktion auf die Präsentation toter Körper(-teile) zu Abschreckungs- und Disziplinierungszwecken.¹
- (2) Nach der vorgenommenen Kategorisierung sollen ausgewählte historische Beispiele zu A und B diese Unterteilung stützen und verschiedene Ausprägungen vorgestellt werden, um den Untersuchungsgegenstand zu konkretisieren und zu veranschaulichen.
- (3) In einem nächsten Schritt muss die aktuelle Relevanz und Berechtigung beider Kategorien diskutiert werden. Werden auch heute noch Leichen als Waffen benutzt? Welche Veränderungen sind festzustellen? Hier wird die moderne Entwicklung biologischer und chemischer Kampfstoffe untersucht, die den Einsatz ganzer Kadaver, der Leiche selbst, für Kampfhandlungen obsolet gemacht hat. Während also die *aktive* Verwendung von Leichen aktuell ausschließlich bei Brunnenvergiftungen (Bsp. Ruanda, Kosovo) zu konstatieren ist, zeigt sich Typ B der „prä-sentierten“ Leiche als Waffe noch weitaus umfangreicher.

Abschließend stellt sich die Frage, inwiefern sich die Asymmetrie² aktueller Konflikte ausdehnen lässt auf den Einsatz von Leichen. Jahrzehnte des Kalten Krieges und die Hochphase der Entwicklung biologischer und chemischer Kampfstoffe ließen – zumindest in der westlichen Welt – den Einsatz toter Körper als archaisches Relikt erscheinen, das in Zeiten der Bedrohung durch hochentwickelte A-, B- und C-Waffen in Vergessenheit geriet.

¹ Über die bloße Abschreckung hinaus erfüllte die Präsentation der Leiche in der Öffentlichkeit früher auch eine Beweis- und Legitimierungsfunktion. Vgl. hierzu bspw. Jäckel (2006).

² Die asymmetrische Kriegsführung bildet den Gegensatz zur Symmetrie der meisten Konflikte bis zum Ende des Kalten Krieges. Aktuelle Beispiele der asymmetrischen Kriegsführung sind z.B. Afghanistan, Irak, Tschetschenien, wo organisierte Armeen auf „Terroristen/Separatisten“ treffen.

Doch nach der Auflösung des Ost-West-Konflikts, dem vermeintlichen „Ende der Geschichte“³, haben diese „archaischen“ Grundmuster Konjunktur. Dabei sind es weniger Staaten oder organisierte Armeen, sondern vielmehr die Akteure regionaler, ethnischer und/oder religiöser Konflikte, die Leichen bewusst – auch zu propagandistischen Zwecken – als Waffe einsetzen. Daher stellt sich die Dienstbarmachung der Leiche im beschriebenen Sinne als historisches Kontinuum dar, das unabhängig von allen Modernisierungs- und Zivilisierungsprozessen weiter existiert.

Literatur

1. Erhard Geißler, Krieg mit Pest und Milzbrand: Die Geschichte der biologischen Waffen und das Versagen der Geheimdienste, Berlin 2002.
2. Erhard Geißler, Schwarzer Tod und Amikäfer: Biologische Waffen und ihre Geschichte. Anmerkungen zu einer Ausstellung, Berlin 2001.
3. Harris, Robert u. Paxman, Jeremy: Der lautlose Tod: Die Geschichte der biologischen und chemischen Waffen, München 2002.
4. Jäckel, Dieter: „Und sein Bild wurde in der Stadt ausgetilgt“. Zur Topographie und Funktion der Kaisertötung im frühbyzantinischen Reich, in: Günther, Linda-Marie u. Oberweis, Michael (Hrsg.), Inszenierungen des Todes. Hinrichtung – Martyrium – Schändung. Bochum 2006.
5. Mayor, Adrienne: Greek Fire, Poison Arrows and Scorpion Bombs: Biological and Chemical Warfare in the Ancient World, New York, 2003.

³ Der Politikwissenschaftler Francis Fukuyama prägte 1992 diesen Begriff. Ihm zufolge stand die Welt nach dem Zusammenbruch des Ost-West-Konflikts vor dem Siegeszug von Liberalismus, Demokratie und Marktwirtschaft, was bewaffnete Konflikte in Zukunft überflüssig machen würde.

Sektion V: Politische Systeme und die Verwertung des toten Körpers

V.1 Wissenschaftliche Menschenfresser. Wie der Imperialismus sich die Fremden einverleibt, um sie auszuschließen

Rüdiger Haude

Die öffentliche Zurschaustellung menschlicher Körper ist eine uralte Kulturtechnik; vor allem ein steter Begleiter der Staatlichkeit. Sie verwirklicht sich in den beiden paradigmatischen Formen a) der obrigkeitlichen Straf-Maschine (Galgen/Pranger und b) der Freak-Show auf Jahrmärkten. Beide waren vor dem Aufkommen moderner Massenmedien typischerweise auf Marktplätzen lokalisiert, worin sich ihr starker Öffentlichkeitsbezug manifestiert. Die Straf-Maschine dient der Darstellung und Absicherung der jeweiligen Herrschaftsstruktur, während die Freak-Show durch die Schaustellung des anatomisch Abweichenden ein Modell von Normalität erzeugt, das an der Identitätsbildung von Individuen und Kollektiven beteiligt ist. In einer scheinbar paradoxen Bewegung werden *Normabweicher in die Mitte der Gesellschaft geholt, um zu demonstrieren, dass sie nicht dazugehören.*

Im Imperialismus des 19. und 20. Jahrhunderts nahmen diese beiden Funktionen (Herrschaftssicherung und Identitätsbildung) das Gewand des wissenschaftlichen Forschungsinteresses an, während sie sich zu globaler Dimension aufblähten. Rassistische Evolutionsschemata und Methoden der Vermessung und Präsentation fremder Menschen, auf die man nun weltweit zugreifen konnte, lieferten eine Scheinevidenz für bereits vorgefasste Überzeugungen von eigener Überlegenheit. Das Suggestive und Manipulative der angewendeten „rationalen“ Methoden ist aus heutigem Blickwinkel relativ leicht zu erkennen.

Anthropologen arbeiteten Hand in Hand mit den Impresarios von „Völkerschauen“, um an ihr Untersuchungsmaterial zu gelangen. Bei einer weiteren Forschungstechnik, dem Reisen, bestand das Ziel in der Verschiffung möglichst großer Sammlungen menschlicher Überreste ins Heimatland, wofür in aller Welt ohne Rücksicht auf die Gefühle der Hinterbliebenen Gräber geplündert wurden. Das ultimative Mittel der kollektiven Einverleibung fremder Menschen als Darstellung der Überlegenheit der westlichen, wissen-

schaftlichen Zivilisation bestand in der Ausstellung ausgestopfter menschlicher Körper.

Der Beitrag belegt an Beispielen, wie mit Diskurs-Techniken der Feminisierung, der Infantilisierung und vor allem der Zoomorphierung exotische Menschen ihrer Würde beraubt wurden, und dass dies gegenüber dem Zeitalter der Aufklärung einen beträchtlichen ethischen Rückschritt im Rahmen gebildeter Diskurse darstellte. Der fremde menschliche Körper erfüllte, als lebendiger oder als toter (auf letzterem liegt der Schwerpunkt des Beitrags), dieselbe Funktion: zum Zwecke der Abgrenzung in die Mitte der Gesellschaft geholt zu werden. Hierin unterscheidet sich der wissenschaftliche Kannibalismus von jenem der „primitiven Menschenfresser“, die sich den Anderen inkorporierten, um eine Grenze *aufzulösen*: Die Anthropologen verleibten sich die Fremden ein, um Grenzen *unüberwindbar* zu machen.

V.2 Haare, Zähne, Lampenschirme. Die Ausbeutung und „Verwertung“ von Häftlingsleichen in den nationalsozialistischen KZs

Richard Kühl

Der nationalsozialistische Genozid an den europäischen Juden war auch der Versuch einer Beseitigung des Gedächtnisses, eine auf das Verschwinden aus der Geschichte einer ganzen Bevölkerungsgruppe zielende Vernichtung. An die erinnernde Wiederherstellung der Identität der Opfer des Holocaust stellt die massenhafte Auslöschung der Körper am Ort des Verbrechens in vielfacher Hinsicht spezifische Herausforderungen. Es sind nicht Gesichter oder Grabstätten, sondern die übrig gebliebenen „Produkte“ einer fabrikmäßig betriebenen Vernichtung, Ausbeutung und „Verwertung“ der Ermordeten, die sich als „Bild“ ins kollektive Gedächtnis an den Holocaust eingepägt haben: Berge von Brillen, Haaren und Goldzähnen sowie die Rasereien des Zygnismus der Nationalsozialisten an der ihnen ausgelieferten Leiche, wie sie besonders in den Lampenschirmen aus Menschenhaut in Erinnerung geblieben sind. So betrifft noch heute eine häufig gestellte Frage bei Führungen durch die Gedenkstätte Buchenwald die Verwahrung von Schrumpfköpfen und Lampenschirmen.

Die historiografische Forschung und insbesondere die Berichte von Überlebenden des Holocaust haben nach 1945 gegen die in diesen „Bildern“ transportierte Entmenschlichung und Anonymisierung der Opfer angeschrieben. Der Präsenz der „Bilder“ der „Verwertung“ der Ermordeten als Teil des Verbrechenskomplexes Holocaust im kollektiven Gedächtnis stand daher aus nachvollziehbaren Gründen und bis vor wenigen Jahren nahezu ein Leerplatz in der Geschichtswissenschaft gegenüber. Bis zu den Ende der 1990er Jahre veröffentlichten Forschungen Andrzej Strzelecki¹ bewegte sich die Beschäftigung mit den Greueln am toten Körper in den nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslagern eher an der Oberfläche und in der Abstraktion. Vor dem Hintergrund jedoch ihrer offenkundigen, allerdings näher zu benennenden Wirkmächtigkeit im kollektiven Gedächtnis hat das Projektvorhaben zum Ziel, zunächst den Forschungsstand über Formen und Ausmaß der Leichenverwertung in den nationalsozialistischen KZs zu umreißen, um in einem zweiten Teil Fragen an die Aufnahme in den Diskurs und das Gedächtnis der Shoah zu formulieren.

Der Beitrag rekapituliert zunächst die Forschungsentwicklung und problematisiert, dass heute alleine die systematische, nach industriell-automa-

¹ Vgl. Strzelecki (1999); ders. (2000).

tisiertem Muster betriebene „Verwertung“ weitgehend offen liegt, wie sie ab 1940 mit dem Zahngold und ab 1942 mit dem Haar von in Konzentrationslagern ermordeten Häftlingen betrieben wurde. Erst in jüngster Zeit hat sich die Holocaust-Forschung mit der „selektiven“, gezielt zur Verwertung für „wissenschaftliche“ Zwecke verfolgten Ermordung von KZ-Häftlingen intensiver befasst. Weit weniger gilt dies mit Blick auf Formen und das Ausmaß der „Verwertung“, die auf eine rein zynische Entwürdigung der Opfer zielte: der Verwendung der Leichen zur Herstellung von Gegenständen, die für den privaten Gebrauch von SS-Leuten, zur musealen Zurschaustellung in den Konzentrationslagern selbst und als „Geschenkartikel“ dienten: Sättel, Schuhe, Hosen, Taschen, Bucheinbände, Lampenschirme, die aus präparierten Häftlingshäuten gefertigt wurden.

Der Vortrag stellt mit Blick auf die Fragestellung des zweiten Teils des Projektvorhabens mögliche Annäherungen vor, so zur Frage nach den Repräsentationen der „Verwertung“ der Ermordeten des Holocaust im jüdisch-theologischen Diskurs sowie in der Literatur nach Auschwitz, und geht hier bereits ausführlicher auf gedächtnispolitische und -wissenschaftliche Aspekte in Deutschland ein. Für die ersten Jahre, möglicherweise Jahrzehnte nach dem Zusammenbruch des Dritten Reichs ist eine besondere Bedeutung zu vermuten in den durch die Prozesse gegen Ilse Koch („Lampenschirm-Ilse“) bekannt gewordenen grausigen Details der ‚zynischen Verwertung‘ von Leichen in den Konzentrationslagern. Die Verfahren gegen die „KZ- Kommandeuse“ Ende der 1940er Jahre/Anfang der 1950er Jahre, für die sich auch die Sensationspresse interessierte, dürften eine nicht zu unterschätzende Wirkung in Deutschland auch dahingehend gehabt haben, eine Absetzung von Schuld und Verstrickung der „ganz normalen“ Deutschen bei der Verfolgung und Vernichtung der europäischen Juden herzustellen und den Holocaust als das Werk einer (auch zahlenmäßig überschaubaren) Clique von Psychopathen und Perversen zu verdrängen. In diesem Zusammenhang bedarf die in der Erinnerungspolitik der DDR und in der sowjetischen Propaganda erfolgte Überstrapazierung dieser Form der nationalsozialistischen Gräueltaten an den Toten der Konzentrationslager einer näheren Untersuchung. Zu fragen ist ferner nach der Rezeption verschiedener ab den 1960er Jahren in den Kulturwissenschaften und der Philosophie formulierten Thesen, deren Spektrum von psychohistorischen Interpretationen bis hin zu Günther Anders' Diktum von Auschwitz als dem Beginn der „Verwandlung des Menschen in Rohstoff“ reicht, jedoch noch nicht Gegenstand einer zusammenhängenden Untersuchung geworden ist.

Literatur

1. Anders (1980): Günther Anders, Die Antiquirtheit des Menschen, Bd. II: Über die Zerstörung des Lebens im Zeitalter der dritten industriellen Revolution, München 1980.
2. Dunker (2003): Axel Dunker, Die anwesende Abwesenheit. Literatur im Schatten von Auschwitz, München 2003.
3. Rupnow (2005): Dirk Rupnow, Vernichten und Erinnern. Spuren nationalsozialistischer Gedächtnispolitik, Göttingen 2005.
4. Strzelecki (1999): Andrzej Strzelecki, Die Verwertung der Leichen der Opfer, in: W. Długoborski, F. Piper (Hrsg.), Auschwitz 1940-1945. Studien zur Geschichte des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz, Bd. II: Die Häftlinge. Existenzbedingungen, Arbeit und Tod, Oświęcim 1999, S. 484-506.
5. Strzelecki (2000): Andrzej Strzelecki, Die Verwertung der Leichen, Hefte von Auschwitz, Bd. 21, 2000, S. 101-164.

Sektion VI: Der tote Körper im öffentlichen Raum

VI.1 Die „Aneignungen“ des Leichnams. Eine Dekonstruktion der Umgangsformen mit dem toten Körper in Rumänien und Deutschland im Übergang zur Postmoderne

Dominik Groß und Armin Heinen

Der Prozess des Sterbens und der Umgang mit dem toten Körper sind seit jeher Bereiche des menschlichen Lebens, die mit Traditionen versehen und in gemeinschaftsstiftende Rituale eingebunden sind. Hier erlebt die Gemeinschaft Verlust und Endlichkeit, und hierfür hat sie zahlreiche Bewältigungsstrategien entwickelt, die ihrerseits einem Wandel unterworfen sind.

Die Veränderungen der Umgangsformen mit dem toten Körper im Zuge der Herausbildung der Postmoderne lassen Rückschlüsse auf Kontinuitäten bzw. Brüche in der gesellschaftlichen Einstellung zum Tod zu. Sie spiegeln den Prozess der Modernisierung als einen durch Menschen aktiv gestalteten und selektiv verarbeiteten Vorgang.

Dabei erfolgte der entscheidende Umbruch, so eine These dieses Forschungsvorhabens, in den Jahren nach 1960: Aus medizingeschichtlicher Perspektive nutzt die Gesellschaft den toten Körper seither „wertschöpfend“. In sozialgeschichtlicher Hinsicht ist der tote Körper in professionelle Hände übergeben worden, aus mediengeschichtlicher Sicht kann der Leichnam ohne Tabubruch öffentlich gezeigt werden. Drei "Gemeinschaften" haben sich vor diesem Hintergrund herausgebildet: die Gemeinschaft der im Tod solidarisch handelnden Bürger, die Gemeinschaft der dem Toten in offenen Sozialbeziehungen verbundenen Menschen und eine durch Medien konstruierte Gemeinschaft.

Während diese Entwicklung die deutsche Gesellschaft unmittelbar erfasste, traf sie ein Land wie Rumänien verzögert, um danach besonders nachhaltig wirksam zu werden. Für die Zeit unter Ceausescu (hingerichtet 1989) kann man von einer selektiven Öffnung gegenüber westlichen Kultureinflüssen sprechen. Nach 1989 kam es zu einer um so schnelleren Modernisierung (Europäisierung), nicht zuletzt durch Selbstanpassung und direkte Einflussnahme der EU.

Vor diesem Hintergrund scheint es lohnend, die Länder Rumänien und Deutschland einem kontrastierenden Vergleich zu unterziehen. Beide Staaten weisen – auch als jeweilige Vertreter ost- und westeuropäischer Kultur und

Identitäten – sowohl Trennendes als auch Verbindendes im Verhältnis zum Leichnam auf.

Konkret ist in folgenden drei Untersuchungsbereichen nach der Konstruktion bzw. nach der Dekonstruktion von Gemeinschaft in der Auseinandersetzung mit dem toten Körper zu fragen:

(1) Der medizinische Umgang mit den Sterbenden (Palliativmedizin, Hospizbewegung) soll ebenso analysiert werden wie der aneignende Eingriff am toten Körper (Sektion, Verwendung von Organen und Leichenteilen). Dabei ist die These zu prüfen, dass die Gesellschaft sich in zunehmenden Maße stärker um das leibliche und seelische Wohl der Sterbenden sorgt, dafür aber die Verfügungsgewalt über den leiblichen Überrest im Interesse der Gesellschaft geltend macht. In diesem Zusammenhang soll insbesondere die Bedeutung sozialetischer Argumentationslinien herausgearbeitet werden.

(2) Die traditionelle Leichenaufbahrung und -präsentation dient der Vergewisserung des Todes durch die Gemeinschaft und ermöglicht ihr das schrittweise Abschiednehmen im Angesicht des "maskierten" Toten. In diesem Zusammenhang interessiert, welche Funktion dem Leichnam in der vergangenen und gegenwärtigen Trauerkultur zukommt und ob eine – durch die Professionalisierung des Umgangs mit der Leiche bedingte oder mit ihr einhergehende – Entfremdung auf Seiten der Angehörigen feststellbar ist.

(3) Ein dritter Bereich widmet sich dem toten Körper im öffentlichen Raum. Der tote Körper, so eine verbreitete wissenschaftliche These, wird enttabuisiert, Gegenstand medialer Darstellung und öffentlicher Aufmerksamkeit. Doch was eindeutig erscheint, ist das Ergebnis vielfältiger, gegenläufiger Tendenzen: Dem schamlosen Blick, der den toten Körper in der Dritten Person zum Objekt macht, steht der Blick des potentiell Betroffenen gegenüber, der den toten Körper in der Ersten bzw. Zweiten Person als Symbol des Lebens und Leidens wahrnimmt. Von Bedeutung sind die Formen und Inhalte der öffentlichen Aufmerksamkeit gegenüber dem toten Körper wie auch mögliche Rückwirkungen auf das – gesellschaftliche wie individuelle – Verhältnis zum Leichnam.

Während die einschlägige Forschung ihren Blick vorrangig auf die Verarbeitungsformen des Trauerns und die soziale Gemeinschaft nach dem Tod gerichtet hat, fokussiert das hier skizzierte Projektvorhaben auf die soziale Gemeinschaft in Bezug auf den konkreten toten Körper.

Der Umgang mit dem toten Körper verweist, so die zentrale These, auf die Komplexität von gesellschaftlichen „Modernisierungsprozessen“. Weder lässt sich, wie beispielsweise an den bestehenden Ungleichzeitigkeiten im Umgang mit dem toten Körper in Rumänien deutlich wird, die „Aneignung der Moderne“ als linearer Prozess beschreiben, noch ist sie in ihren Entwicklungstendenzen eindeutig, wie die gegenwärtig feststellbare Aufmerksamkeit für den Leichnam in Deutschland vor Augen führt.

VI.2 Aufbahrungsriten und ihre Bedeutung für die Trauerbewältigung

Michael Rosentreter

Durch die historische Entwicklung, – die Verlegung der Friedhöfe außerhalb der Stadtmauern seit Mitte des 18. Jahrhunderts, die Friedhofsreform des 20. Jahrhunderts mit der Errichtung von Leichenhallen und den entsprechenden behördlichen Vorgaben – und nicht zuletzt durch das naturwissenschaftliche Paradigma wurden Sterben, Tod und Trauer der privaten Sphäre entzogen und zum Gegenstand institutionalisierten, professionalisierten Handelns gemacht.

Als *Trauerarbeit* bezeichnet Sigmund Freud die zeitlich befristete Verlustreaktion, in der die trauernde Person an den verlorenen Menschen geknüpfte Erinnerungen, Gefühle und Erwartungen zu lösen hat. Obwohl der Öffentlichkeit weitgehend entzogen, bleibt Trauer auch in den westlichen Industriegesellschaften unter dem Aspekt der Leistungsfähigkeit eine Aufgabe, deren Bewältigung normativen Erwartungen unterliegt.

Rituale können bei der Bewältigung persönlicher wie sozialer Krisen hilfreich sein, weil sie durch die Vorgabe regulierter Handlungsfolgen Komplexität reduzieren und soziale Integration fördern. Diese stehen nicht im Widerspruch zur Individualisierung, jenes in der europäischen Moderne seit den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts einsetzenden Prozesses der Emanzipierung des Individuums von historisch vorgegebenen Rollenmustern (Ulrich Beck). Im Gegenteil, der in den modernen, demokratisch verfassten Gesellschaften verbreitete Trend, sich aus Aspekten verschiedener Glaubenssysteme eine eigene, humanistische Glaubenshaltung zu basteln (*Bricolage*), verweist auf die Suche nach Sinnggebung und die Entwicklung neuer Formen der sozialen Einbindung.

Rituale der Trauer und der Abschiednahme von Verstorbenen werden derzeit vor allem in den Kreisen der oben genannten Institutionen und Professionen thematisiert: *Aufbahrung* am Gemeinschaftskrankenhaus Herdecke, *Versorgung des Leichnams* in Pflege-Fachzeitschriften, *Abschiedsräume* in Informationen für Krankanhausträger. Die Diskussion entfacht sich an ethischen Vorstellungen und dem Sinn des Trauerns – es fehlen hingegen empirische Aussagen zu Verbreitung, Praxis und Nutzen dieser Rituale und insbesondere der häuslichen Aufbahrung. Dieser bis zum Beginn der 1970er Jahre verbreitete Brauch findet, wenn überhaupt, Erwähnung in historischen Arbeiten. Aus dieser Perspektive könnte eine Untersuchung zum Wandel der Trauerriuale in sich schnell verändernden sozio-ökonomischen Systemen wie Irland

oder den Ostblockstaaten zum Verständnis der eigenen kulturellen Entwicklung beitragen.

Aus Perspektive der Handlungs- und Humanwissenschaften wäre es aufschlussreich zu erforschen, welche Lösungen die Menschen in einer individualisierten Gesellschaft mit ihren Risiken unter den Aspekten von Bricolage, Ritualen und behördlichen Vorgaben entwickeln.

Wie weit sind das Wissen und die Praxis der Hausaufbahrung verbreitet? Lassen sich bestimmte Muster von Bewältigungsstrategien identifizieren? Welche Weltanschauungen prägen die neuen Rituale? Lässt sich der Nutzen, d.h. eine psychische Entlastung der häuslichen Aufbahrung für den Trauerprozess messen? Welche Besonderheiten muss ein gegebenenfalls zu entwickelndes Instrumentarium berücksichtigen? Welche Rolle kommt hierbei dem materiellen toten Körper zu?

Die Auswahl anwendbarer Methoden umfasst qualitative Expertenbefragungen ebenso wie Ex-post-facto-Untersuchungen oder das Quasi-Experiment. Ethischen Einwänden steht entgegen, dass die Befragung, das Gespräch, die Aufmerksamkeit des Untersuchers dem Trauernden auch eine Möglichkeit der Reflexion und somit Hilfe bei der Trauerarbeit bieten kann. Empathie und ein der Sensibilität des Themas angepasstes Untersucher-Verhalten entsprechen den Ethikrichtlinien gegenwärtiger Wissenschaft.

Literatur

1. Klaus Feldmann, Tod und Gesellschaft. Sozialwissenschaftliche Thanatologie im Überblick, Wiesbaden 2004.
2. Jürgen Howe, Randolph Ochsman, (Hrsg.), Tod, Sterben, Trauer. Bericht über die 1. Tagung zur Thanato-Psychologie, Frankfurt a. M. 1984.
3. Hildegard Iskenius-Emmler, Psychologische Aspekte von Tod und Trauer bei Kindern und Jugendlichen. Frankfurt a. M., Bern, Paris 1988.
4. Verena Kast, Trauern. Phasen und Chancen des psychischen Prozesses, Stuttgart, Zürich 1999.
5. Cornelia Plentner, Bärbel Uhlmann, Förderung der Trauerarbeit für Angehörige durch Aufbahrung und Verabschiedung von Verstorbenen – ein Ziel professioneller Pflege?, Pflege und Gesellschaft 5 (2000), 3, S. 82-88.
6. Franz Sitzmann, Aufbahrung und Abschiednehmen. Aufgaben der Pflegenden gegenüber den Verstorbenen. Die Schwester – Der Pfleger, 2 (1997), S. 157-162.

7. Norbert Stefenelli (Hrsg.), Körper ohne Leben. Begegnung und Umgang mit dem Toten, Institut für Geschichte der Medizin an der Universität Wien (Hrsg.), Wien 1998.
8. Joachim Wittkowski: Psychologie des Todes, Darmstadt 1990.

Sektion VII: Die Visualisierung des toten Körpers in kunsthistorischer Sicht

VII.1 Vom Inneren zum Äußeren – ‚anatomische Modelle‘ als künstlerisch-akademisches Lehrmittel

Martina Długaiczky

„Aufgeregt, wissbegierig, schier atemlos drängen die Chirurgen heran, um die Anatomie des Dr. Tulp in Augenschein zu nehmen. Dabei vermitteln sie in ihrer Gestik und Mimik eine ungeheure Affektentladung, die sich nicht allein über die Tatsache erklären lässt, dass der Vorsteher der Gilde in sich ruhend gleichzeitig doziert und seziert. Ihrem Berufsstand entsprechend wussten sie um die Modalitäten einer Anatomie im Allgemeinen und der Armsektion im Besonderen. Ihr exaltierter Zustand muss demnach eine andere Ursache haben. Es ist die ihnen gebotene Möglichkeit der Überprüfung, des Vergleichs zwischen dem geschriebenen Wort, dem Objekt und der praxisorientierten Demonstration, die diese ungehemmte Sehgiele hervorruft. Denn entgegen konventioneller Lehrer-Schüler-Darstellungen wird hier nicht das passive Zuhören, das ‚blinde Vertrauen‘, sondern die selbstverantwortete Wahrheitsfindung proklamiert. Das Mittel dazu stellt in erster Instanz das Auge dar, welches, gepaart mit dem Intellekt, es dem Einzelnen ermöglicht, die Theorie an der Praxis zu verifizieren, bei Bedarf zu falsifizieren und im Umkehrschluss, die Praxis theoretisch zu durchdringen. Das Bild verhandelt somit das für die Kunstgeschichte zentrale Prinzip des Sehens und Erkennens mittels Vergleich.“¹

Das Gemälde, welches sich als Kopie in der hochschuleigenen Sammlung des Reiff-Museums der RWTH Aachen erhalten hat, sowie sein kunsthistorische wie medizingeschichtliche Genesis, soll als Ausgangspunkt dafür dienen,

1. die Geschichte und Entwicklung der künstlerischen Anatomie im Spannungsfeld zwischen Kunst- und Naturwissenschaft
2. sowie das Körperbild und die künstlerische Ausbildung im akademischen Ausbildungsbetrieb darzustellen.

¹ Długaiczky, in: Mustergültig – Gemäldekopien in neuem Licht. Das Reiff-Museum der RWTH Aachen, Berlin 2008, S. 26.

Denn nicht nur an Kunstakademien, sondern auch an der Fakultät für Architektur wurde und wird praktische Kunstübung und theoretische Kunstvermittlung – also die systematische Erschließung eines Gegenstandes mittels Anschauung oder in künstlerischer Erprobung – angewandt.

Anatomische Modelle wurden frühzeitig in den akademischen Lehrbetrieb integriert, weil an ihnen das Thema ‚Raum, Körper und Bewegung‘ bestens exemplifiziert werden konnten.² Als ein weiteres Beispiel sei hier der in Gips nachgegossene ‚Muskelmann‘ angeführt, der den Muskelaufbau des Körpers demonstriert und dem Studium des anatomischen Zeichnens von Menschen diene. Über die Wahrnehmung und Analysierung der unter der Epidermis liegenden Muskeln und Sehnen versprach man sich über das Mittel der Kopie (Abguss, Zeichnung, Malerei) ein besseres Verständnis der den Raumkörper umgebenden Hülle. Oder wie Johann Wolfgang von Goethe schreibt: „Ja, das Äußere soll der Künstler darstellen! Aber was ist das Äußere einer organischen Natur anderes als die ewig veränderte Erscheinung des Inneren? Dieses Äußere, diese Oberfläche ist einem mannigfaltigen, verwickelten, zarten, inneren Bau so angepasst, dass sie dadurch selbst ein Inneres wird, indem beide Bestimmungen, die äußere und die innere, im ruhigsten Dasein, sowie in der stärksten Bewegung stets im unmittelbarsten Verhältnisse stehen“.³

Um Theorie und Praxis zu vereinen, wie es das programmatische Lehrbild der Anatomie des Dr. Tulp vorgibt, galt es sich als Künstler (und Architekt), am Körper(-modell) zu schulen, Sektionen beizuwohnen, Präparate herzustellen, Surrogate zu formen, um diese wiederum als Muster und Anschauungsmaterial für den künstlerischen Schaffensprozess einzusetzen.

Der Beitrag verhandelt somit ein akademisches Lehrkonzept, welches durch die individuellen und subjektiven Muster der körperlichen Wahrnehmung der Moderne abgelöst wurde.

Literatur

1. Mustergültig – Gemäldekopien in neuem Licht. Das Reiff-Museum der RWTH Aachen, Berlin 2008, S. 26.
2. Sandra Mühlenberend, Surrogate der Natur. Die historische Anatomiesammlung der Kunstakademie Dresden, München 2007.

² Sandra Mühlenberend: Surrogate der Natur. Die historische Anatomiesammlung der Kunstakademie Dresden, München 2007.

³ Johann Wolfgang von Goethe: Schriften zur Kunst, Zweiter Teil, in: Gesamtausgaben, Bd. 33, München 1962, S. 119f.

3. Johann Wolfgang von Goethe, Schriften zur Kunst, Zweiter Teil, in: Gesamtausgaben, Bd. 33, München 1962, S. 119f.

VII.2 *Scientia more anatomico* – Die universale Bedeutung des Prinzips der Sektion im Kontext frühneuzeitlicher Wissensgenerierung und visueller Wissensvermittlung

Andreas Gormans

„Am Anfang war die Leiche“ – so zumindest ließe sich der Ausgangspunkt der Geschichte der Sektion umschreiben, denn der tote Körper, der diese Zergliederungskunst erst möglich machte, war in der Regel der Körper eines zum Tode Verurteilten. Dessen Öffnung und sukzessive Zerlegung hatte lange Zeit den Beigeschmack eines Sakrilegs, einer verpönten, fast kriminellen Handlung, die nicht zuletzt deswegen akzeptiert wurde, weil sie coram publico wie ein Ritual inszeniert wurde. Das, was der Anatom in einem *Theatrum anatomicum* nach bestimmten Regeln vorführte, war ein großes öffentliches Spektakel: Während man sich nicht selten bei Speis und Trank angeregt unterhielt, kreuzten sich die Blicke der Zuschauer über der Leiche, so dass angesichts des eindringlich formulierten memento mori und der abschreckenden Wirkung, die man sich von einer derartigen Erniedrigung einer Leiche versprach, individuelle wie kollektive Selbstvergewisserungs-Prozesse in Gang gesetzt wurden – kurzum: so etwas wie eine ‚anatomische Katharsis‘ einsetzte. In kaum einem anderen Fall als jenen moralisierenden „Schauspielen“ dürfte der tote Körper somit in größerem Maße als eine soziale, kulturelle und ökonomische Ressource fungiert haben.

Doch hat man sich die Leiche, oder besser gesagt den Umgang mit ihr in Form der Sektion, noch in einem anderen, spezifisch wissenschaftshistorischen Sinne dienstbar gemacht, wird man doch kaum bestreiten können, dass von dieser Kunst einer systematischen Fragmentierung einer in sich geschlossenen Einheit ein Disziplinen übergreifender methodischer Impuls ausgegangen ist, dass die Anatomie letztlich eine der epistemologisch effizientesten und folgenreichsten Praktiken frühneuzeitlicher Wissensgenerierung und visueller Wissensvermittlung darstellt. Zahlreiche Kupferstiche in thematisch unterschiedlich ausgerichteten wissenschaftlichen Traktaten des 16. und 17. Jahrhunderts belegen jedenfalls, dass einem Betrachter mit Hilfe dieser Bilder generierenden Zergliederungskunst – vornehmlich im Darstellungsmodus des Schnittes – ein Maximum an Erkenntnis fördernden ‚Einsichten‘ in die funktionalen Zusammenhänge der Dinge der Welt offeriert worden ist.

Vor dem Hintergrund dieses augenscheinlichen methodischen Transfers wird man die Relevanz der Sektion beziehungsweise Anatomie nicht mehr allein für den Bereich der Medizin reklamieren können. Vielmehr gilt es,

auf der Basis eines repräsentativen Verweissystems ausgewählter Bild- und Textdokumente eine synthetisierende Betrachtung dieser Begriffe anzugehen, um deren epistemologisches Potential im Kontext der frühneuzeitlichen Wissenschaftsgeschichte insgesamt auf eine neue Grundlage zu stellen.¹

¹ Angesichts des mit diesem Ziel verbundenen Facettenreichtums forschungsrelevanter Fragestellungen dürfte sich der Beitrag der Kunstgeschichte in das Rahmenthema des AKWG nur allzu gut einpassen. Mannigfach sind nicht nur die Berührungspunkte, die er mit dem Aspekt „Tod und toter Körper“ aufweist; in hohem Maße scheint der Beitrag selbst für eine Fülle unterschiedlicher Disziplinen anschlussfähig zu sein, so dass mit Zuversicht Synergien erwartet werden können.

Sektion VIII: Der tote Körper und die klinische Sektion

VIII.1 Die klinische Sektion in der Fachzeitschrift „Der Pathologe“ 1998-2008: Argumentationsstrategien zur Bedeutung der Obduktion und zu den Ursachen ihrer Marginalisierung

Christoph Schweikardt

Die klinische Sektion dient in einem von der VW-Stiftung geförderten Forschungsprojekt als Beispiel für die Erforschung des Umgangs mit dem Tod in der gegenwärtigen Gesellschaft. Unter klinischer Sektion (Obduktion) versteht man die Leichenschau aus wissenschaftlich-medizinischem Interesse. Sie wird von der Legalsektion, die zur Aufdeckung von Straftaten durchgeführt wird, der anatomischen Sektion und der Sektion vor einer Feuerbestattung abgegrenzt. Von medizinhistorischem Interesse ist hierbei der Wandel in der Praxis der klinischen Sektion seit 1945, nicht zuletzt aus dem Blickwinkel der Pathologen und ihrer Landesorgane. In diesem Zusammenhang spielt die Zeitschrift „Der Pathologe“ eine wichtige Rolle. „Der Pathologe“ ist Publikationsorgan der deutschsprachigen Fachverbände der Pathologie. Der Springer-Verlag charakterisiert die Zeitschrift wie folgt: „Der Pathologe ist ein international angesehenes Publikationsorgan und vereint Praxisrelevanz mit wissenschaftlicher Kompetenz. Die Zeitschrift informiert alle in Abteilungen und Instituten tätige [sic] Pathologen sowie morphologisch interessierte Kollegen über Entwicklungen im Fachgebiet Pathologie. Im Mittelpunkt stehen dabei Beiträge, die den praktisch tätigen Pathologen Anregungen und Informationen für seine Arbeit geben. Umfassende Übersichtsarbeiten greifen ausgewählte Themen auf und bieten dem Leser eine Zusammenstellung aktueller Erkenntnisse aus allen Bereichen der Pathologie. Neben der Vermittlung von relevantem Hintergrundwissen liegt der Schwerpunkt dabei auf der Bewertung wissenschaftlicher Ergebnisse unter Berücksichtigung praktischer Erfahrung. Der Leser erhält konkrete Handlungsempfehlungen. Frei eingereichte Originalien ermöglichen die Präsentation wichtiger klinischer Studien und dienen dem wissenschaftlichen Austausch.“¹

¹ <http://www.springer.com/medicine/pathology/journal/292?details Page=aimsAndScopes> [02.01.2009].

Diese Zeitschrift wurde auf Beiträge zur klinischen Sektion in den letzten zehn Jahren untersucht, um Argumentationslinien im Hinblick auf Notwendigkeit, Bedeutung und Umfang klinischer Sektionen und Ursachen für die aus der Sicht von Pathologen geringe Sektionsquote zu verfolgen.

Es zeigte sich, dass die klinische Sektion hauptsächlich unter den Gesichtspunkten spezieller Techniken der Obduktion, im Rahmen der Berichterstattung über rechtliche Regelungen wie das Sektionsgesetz in Hamburg aus dem Jahr 2000, im Zusammenhang mit allgemeiner gehaltenen Empfehlungen sowie zum Spannungsfeld des immer wieder betonten klinischen Nutzens der Obduktion, dem nur eine geringe Obduktionshäufigkeit gegenüberstehe, thematisiert wurde. Ferner lassen sich Artikel zu versicherungsmedizinischen Aspekten und historische Beiträge nachweisen.

Mehrfach wurde der klinischen Sektion eine unverzichtbare Rolle zugewiesen. Mit Nachdruck wurde die Bedeutung der klinischen Sektion für die Diagnostik (Berufserkrankungen, Infektionserkrankungen, Umweltkrankheiten, Erbkrankheiten, familiär gehäuft vorkommende Krankheiten) und die Qualitätssicherung (z. B. Feststellung nicht erkannter klinisch relevanter Diagnosen post mortem) hervorgehoben. Als spezielles Beispiel für letztere befaßten sich zwei Beiträge mit der Qualitätskontrolle der pränatalen Diagnostik bei Schwangerschaftsabbruch nach Ultraschall und bei kongenitalen Herzfehlern.² Neben der allgemeinen Bedeutung für die Forschung sowie die ärztliche Aus-, Fort- und Weiterbildung wurden auch wirtschaftliche und juristische Gründe zugunsten der Obduktion ins Feld geführt: zur Absicherung gegenüber Falschcodierung bei unklaren Fällen und gegenüber einer Beweislastumkehr in Haftpflichtprozessen. Demgegenüber wurden als Ursachen für die geringe Sektionsquote mangelndes Interesse der klinischen Kollegen, Zeitmangel im klinischen Alltag bzgl. Einholung der Zustimmung und Teilnahme an der Demonstration, Angst der Kliniker vor Kontrolle bzw. Aufdeckung von Fehlern, ungenügende Aufklärung der Hinterbliebenen über Sinn und Zweck der Obduktion, eine ansteigende Verweigerungsquote (z. B. durch falsche und einseitige Berichterstattung in den Medien), zu hohe Kosten (Budgetierung), mangelhafte Ausbildung der Medizinstudenten im Fach Pathologie, Personalmangel in der Pathologie, mangelndes Interesse von Pathologen an der Durchführung von Obduktionen und fehlende Festschreibung der Obduktion als unbedingte Maßnahme der Qualitätssicherung genannt.³

² Tennstedt/Vogel 2000, Autopsie von Feten. Tennstedt et al. 2000, Sektionstechniken bei kongenitalen Herzfehlbildungen.

³ Sperhake/Püschel 2003, Hamburger Sektionsgesetz, S. 204f.

Als Hypothese für die weitere Forschung lässt sich formulieren, dass sich innerhalb der Pathologie einzelne für die klinische Sektion engagieren, dass aber das Hauptaugenmerk der Pathologen selbst auf die Diagnostik am Lebenden gerichtet ist und so die Sektion dem berufspolitischen Desinteresse anheimfällt. Damit korreliert der geringe Anteil an Originalarbeiten zur klinischen Sektion in "Der Pathologe" – durchschnittlich gab es in den letzten zehn Jahren nicht mehr als eine Originalarbeit pro Jahr, die sich schwerpunktmäßig mit der klinischen Sektion befaßte. Da mittlerweile nur ein geringer Teil der Arbeitszeit des Pathologen auf die Obduktion entfällt,⁴ läßt sich zudem als Hypothese formulieren, dass Publikationen zur klinischen Sektion eine zu vernachlässigende Rolle spielen, weil die Beschäftigung mit der klinischen Obduktionen heutzutage der wissenschaftlichen Karrierebildung nicht förderlich ist.

Eine weitere Hypothese in diesem Zusammenhang lautet, dass die traditionellen rechtlichen Rahmenbedingungen (Kompetenz zur rechtlichen Regelung bei den Bundesländern und damit zersplittert, keine Festschreibung einer Sektionsquote) keinen Schutz gegen die Erosion der klinischen Obduktion im Zuge von Individualisierungsprozessen in der Gesellschaft, anderer Prioritätensetzungen durch die Pathologen selbst und wachsenden finanziellen Druck boten. Im weiteren gesellschaftlichen Kontext läßt sich die Frage stellen, ob die klinische Sektion und im weiteren Sinne die Nutzung der Leiche für die Allgemeinheit im Abseits der gesellschaftlichen Kräfte stehen.

Literatur

1. B. Brinkmann, A.M. Raem (Hrsg.), Leichenschau. Leitlinien zur Qualitätssicherung, Düsseldorf 2007.
2. M.G. Krukemeyer, C. v.d Driesch, A. Dankof, V. Krenn, D. Hansen, M. Dietel, Notwendigkeit der Obduktionssteigerung durch Einführung der DRGs, *Der Pathologe* 28 (2007), S. 294-298.
3. J. Sperhake, K. Püschel, Das Hamburger Sektionsgesetz vom 9. Februar 2000 – Entwicklung der Sektionszahlen in Hamburgs Prosekturen, *Der Pathologe* 24 (2003), S. 204-206.
4. C. Tennstedt, M. Vogel, Autopsie von Feten. Vorschlag einer Untersuchungsstrategie als Entscheidungshilfe bei der Sektion von Feten mit spezieller Fragestellung, *Der Pathologe* 21 (2000), S. 383-387.
5. C. Tennstedt, R. Meyer, P. Hufnagl, M. Vogel, R. Chaoui, D. Goltz, M. Dietel, Sektionstechniken bei kongenitalen Herzfehlbildungen. Aus-

⁴ Friemann 2002, Obduktionsfrequenz fast auf Null-Linie, S. 10.

wirkungen der Ergebnisse der pränatalen Diagnostik auf Sektionsplanung und –durchführung, *Der Pathologe* 21 (2000), S. 240-246.

Internet

1. Friemann, Johannes: Obduktionsfrequenz fast auf Null-Linie. Wie verlässlich ist die Todesursachen-Statistik? In: GPK Gesellschaftspolitische Kommentare Sondernummer 3/2002, S.10-12. http://www.bv-pathologie.de/html/gpk_6_2002.pdf [03.01.2009].
2. Springer-Verlag: Pathologie. Zeitschriften. Der Pathologe. <http://www.springer.com/medicine/pathology/journal/292?detailsPage=aimsAndScopes> [02.01.2009].

VIII.2 Die klinische Sektion in ärztlichen Ego-Dokumenten Zum Stellenwert der klinischen Sektion in autobiographischen Texten von Pathologen

Jasmin Grande

„Der Eintritt in die Pathologie des Sektionssaales, also zu den Verstorbenen, ist am Anfang schwer.“¹, schreibt Volker Becker in seinen Ausführungen über „Körper ohne Leben“ (1998). Ausgehend von seinen Erfahrungen als Pathologe und Dozent teilt er die Annäherung an den toten Körper im Sektionssaal in drei Phasen 1. Abscheu und Zurückhaltung, 2. Entwicklung von fachlichem und technischem Eifer als erste Distanzstufe zum toten Körper, 3. Wissenschaftliche Faszination ohne Scheu.

Auch Erhard Weiher vom Interdisziplinären Arbeitskreis Thanatologie der Johannes Gutenberg-Universität Mainz macht auf die Probleme des „Erstkontakts“ mit einer Leiche aufmerksam. Er geht sogar so weit, die Erfahrung des Präparierkurses für Medizinstudenten als „Einweihungsritus für das Medizinstudium“² zu bezeichnen. Der Kontakt und Umgang mit dem Tod und dem toten Körper erfährt also eine Konzentration im medizinischen Beruf, speziell im Berufsfeld des Pathologen und verlangt von diesem eine intensivierete Auseinandersetzung mit diesen Themen.

Im Rahmen des von der Volkswagen-Stiftung geförderten Projektverbunds „Tod und toter Körper. Zur Veränderung des Umgangs mit dem Tod in der gegenwärtigen Gesellschaft“ widmet sich das vorliegende Abstract innerhalb des Teilprojekts Medizingeschichte dem Stellenwert der klinischen Sektion in ärztlichen Ego-Dokumenten des 20. und 21. Jahrhunderts. Ausgehend von dem inhaltlichen Schwerpunkt auf der klinischen Sektion im Teilprojekt Medizingeschichte werden zunächst ausschließlich Ego-Dokumente von Allgemein- und Neuropathologen untersucht, Texte von Rechtsmedizinern, Anatomen und weiteren medizinischen Berufsgruppen werden in diesem ersten Schritt nicht hinzugezogen.

¹ Becker, Volker: Bemerkungen eines Pathologen über seine Erfahrungen nach langjähriger Beschäftigung mit dem menschlichen Leichnam. In: Stefanelli, Norbert (Hrsg.): Körper ohne Leben. Begegnung und Umgang mit Toten. Wien: Böhlau 1998, S. 56-61, hier S. 56.

² Weiher, Erhard: Umgang mit dem Leichnam in der Mediziner-Ausbildung: Erschließung der Todes-Begegnung durch die Seelsorge. In: Beiträge zur Thanatologie, Heft 5, 1997. <http://www.psych.uni-mainz.de/abteil/soz/thanatologie/Literatur/beitraege.htm> [aufgerufen: 06.01.2009].

Als Ego-Dokumente werden dabei, der Definition Winfried Schulzes entsprechend,³ Texte verstanden, die nach ihren Aussagen zur Biographie des Autors befragt werden, ohne jedoch Schulzes zeitliche Eingrenzung vom späten Mittelalter bis zum 18. Jahrhundert zu berücksichtigen.

Ausgehend von den in Jens Jessens und Reiner Voigts „Bibliographie der Autobiographien. Bd. 4: Selbstzeugnisse, Erinnerungen, Tagebücher und Briefe deutschsprachiger Ärzte“⁴ enthaltenen Quellenangaben und weiteren Recherchen über Bibliothekskataloge, Verlagsverzeichnisse und das Internet ergab sich ein erster Quellenkorpus von 25 autobiographischen Texten und vier Archivbeständen mit autobiographischen Elementen von Pathologen. Berücksichtigt wurden dabei Texte von Pathologen, deren berufliche Tätigkeit nach 1900 beginnt. Für den vorliegenden Entwurf wurden zunächst fünf Texte ausgewertet, deren Autoren allesamt aus dem Bereich der Allgemeinen Pathologie stammen.

Dabei lassen sich zunächst vier Charakteristika feststellen:

- Leerstelle „Leiche“: Generell lässt sich in Bezug auf die Thematisierung der Leichen in den Texten eine Leerstelle konstatieren. Die Auseinandersetzung mit den eigenen emotionalen und beruflichen Bewältigungsstrategien in Hinblick auf den Tod und den toten Körper fehlen fast ganz. In den meisten Fällen kommt der tote Körper ausschließlich implizit in Darstellungen von Forschungserkenntnissen vor.

³ „Gemeinsames Kriterium aller Texte, die als Ego-Dokumente bezeichnet werden können, sollte es sein, daß Aussagen oder Aussagenpartikel vorliegen, die – wenn auch in rudimentärer und verdeckter Form – über die freiwillige oder erzwungene Selbstwahrnehmung eines Menschen in seiner Familie, seiner Gemeinde, seinem Land oder seiner sozialen Schicht Auskunft geben oder sein Verhältnis zu diesen Systemen und deren Veränderungen reflektieren. Sie sollten individuell menschliches Verhalten rechtfertigen, Ängste offenbaren, Wissensbestände darlegen, Wertvorstellungen beleuchten, Lebenserfahrungen und -erwartungen widerspiegeln.“ Schulze, Winfried: Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte? Vorüberlegungen für die Tagung „Ego-Dokumente“. In: Schulze, Winfried (Hrsg.): Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte (Selbstzeugnisse der Neuzeit 2), Berlin: Akademie Verlag 1996, S. 11-30, S. 28. Im vorliegenden Abstract wird der Begriff des Ego-Dokuments vor allem über die hermeneutische Herangehensweise klassifiziert: Die Frage, „Was sagt der Text über den Autor aus?“, kennzeichnet die Lesart des jeweiligen Textes als Ego-Dokument.

⁴ Jessen, Jens/Voigt, Reiner: Bibliographie der Autobiographien. Bd. 4, Selbstzeugnisse, Erinnerungen, Tagebücher und Briefe deutschsprachiger Ärzte. München et al: K.G. Saur 1996.

- Sprachliche Differenzierung zwischen dem unbekanntem Leichnam im Sektionssaal und dem vertrauten Verstorbenen (z. B. in „menschlicher Leichnam“ und „toter Mensch“).
- Zufälligkeit der Berufswahl: Keiner der Autoren hat das Medizinstudium aufgenommen mit dem gezielten Wunsch, Pathologe zu werden, in den meisten Fällen hat sich die Berufswahl aus Arbeitsmöglichkeiten oder Forschungsinteresse zu einzelnen Themen ergeben.
- Autopsie-Biopsie: Neben einer Optimierung der Kommunikation zwischen Kliniker und Pathologe stellen viele Autoren die Erweiterung des Tätigkeitsbereiches durch die Biopsie heraus und geben sogar die Entwicklungen im Fach als Motivation an, ihre Berufserfahrungen für die Nachwelt aufzuschreiben.⁵ In diesem Kontext lassen verschiedene Autoren ein neues berufliches Selbstverständnis erkennen, wonach ihnen im Hinblick auf Diagnose und Therapie des Patienten eine wichtige Rolle zukommt.

Aus diesen ersten Ergebnissen entstehen im Projektkontext neue Fragestellungen, denen im Verlauf der Auseinandersetzung mit ärztlichen Ego-Dokumenten nachgegangen werden soll:

- Leerstelle „Leiche“: Dem geringen Stellenwert der Sektion innerhalb z. B. der Autobiographien von einflussreichen Pathologen wie Franz Büchner⁶ gilt es nachzugehen. Welche Gründe lassen sich dafür finden, inwiefern spielt z. B. die dritte und letzte Phase nach Volker Becker⁷ – in der der Umgang mit der Leiche von der wissenschaftlichen Faszination geprägt ist – eine Rolle für die mangelnde Präsenz des toten Menschen in den Autobiographien?
- Sprachliche Differenzierung: Bei einigen Autoren lässt sich eine Tendenz zur Metaphorisierung in Bezug auf den Leichnam feststellen – hier gilt es nach übergreifenden Mustern und korrespondierenden Entwicklungen zwischen Sprachgebrauch und Stellenwert der Sektion zu fragen.⁸

⁵ So z.B. Heinrich Bredt: Bredt, Heinrich: Wandel der Wissenschaftsformen während meines Lebens als Pathologe. In: Mann, Gunter/Dumont, Franz (Hrsg.): Medizin in Mainz. 40 Jahre Medizinische Fakultät und Klinikum 1946-1986. Mainz: Kirchheim 1986, S. 203-217.

⁶ Büchner, Franz: Pläne und Fügungen. Lebenserinnerungen eines deutschen Hochschullehrers. München/Berlin: Urban & Schwarzenberg 1965.

⁷ Becker, Bemerkungen eines Pathologen, 1998. S. 65.

⁸ Franz Büchner kennzeichnet z. B. das Sektionsgut eines Tages als „reiche Ernte“, während Hubert Meessen betont, dass in dem Moment, in dem der Pathologe tätig wird, „das Kind schon in den Brunnen“ gefallen sei. Büchner, Pläne und Fügungen, 1965, S. 104; Meessen, Zwischen Leben und Tod, 1979, S. 253.

- Zufälligkeit der Berufswahl: Lassen sich übergreifend gültige Muster aufzeigen oder lässt sich z. B. die Sektion selbst als Hinderungsgrund für die gezielte Berufswahl der Pathologie feststellen? Hier bietet sich ein Vergleich mit Autobiographien von Ärzten an, die Erfahrungen in der Pathologie sammeln konnten und sich für einen anderen Berufszweig entschieden haben.⁹
- Klinische Sektion zwischen Berufsstolz und Tabu: Während viele Texte die Möglichkeiten der Biopsie loben, tritt die Sektion bei einigen Texten in den Hintergrund und wird bei anderen zum beruflichen Identifikationsmoment und Mutter des Erfolgs, auch des Erfolgs in der Biopsie: Welche Bilder vom Tod und dem toten Körper liegen diesen Darstellungen zugrunde und welche Unterschiede lassen sich im beruflichen Selbstverständnis der Autoren erkennen? Darüber hinaus stellt sich die Frage nach der Wahrnehmung der Dienstbarkeit der Leiche: Welche Argumente werden für die Sektion angeführt, gibt es Gegenargumente und hat sich die Präsenz der Leiche in Ego-Dokumenten von Pathologen im Laufe der Jahre verändert?
- Darstellung von Leichen außerhalb der Pathologie, z. B. im Krieg: Viele Pathologen berichten in ihren Autobiographien von Erlebnissen im Ersten und Zweiten Weltkrieg, so dass ein unterschiedlicher Umgang von Kriegsteilnehmern und Nachkriegsgeborenen zu erfragen ist.

s

Literatur:

1. Gabriele Amann, Betrachtungen einer Pathologin über den kindlichen Leichnam, in: Norbert Stefenelli (Hrsg.), Körper ohne Leben. Begegnung und Umgang mit Toten, Wien 1998.

⁹ So berichtet z.B. der Allgemeinmediziner Wolfgang Heinrich Lohmann in seiner Autobiographie „Vom Hitlerjungen zum Kassenarzt“ über seine zeitweise Tätigkeit in der Pathologie der Landesfrauenklinik in Wuppertal nach dem Zweiten Weltkrieg. Während er dabei die Arbeit als Allgemeinmediziner stets als interessant und bereichernd beschreibt, stellt er die Tätigkeit in der Pathologie als unwillkommene Verpflichtung dar und hebt zum einen das Erlebnis einer Verletzung des eigenen Schamempfindens bei der Sektion der Geschlechtsteile einer weiblichen Leiche heraus, zum anderen bedauert er, dass seine Tätigkeit in der Pathologie ihm die weitere Arbeit im aseptischen Bereich verwehre. Lohmann, Wolfgang Heinrich: Vom Hitlerjungen zum Kassenarzt. Biographie. Frankfurt/Main: R.G. Fischer 1992, S. 299ff. Auch für den weiteren Verlauf des Projekts ist die Gegenüberstellung von Meinungen zur Sektion von Pathologen und von anderen Ärzten interessant, so z.B. für die Durchführung von Interviews.

2. Ibrahim Alkatout, Kindesmisshandlung. Ohne Kraft für die Schwachen. In: Zeit Online, 2.8.2007, www.zeit.de/online/2007/32/kinder-gewalt [06.01.2009].
3. Volker Becker, Bemerkungen eines Pathologen über seine Erfahrungen nach langjähriger Beschäftigung mit dem menschlichen Leichnam, in: Norbert Stefenelli (Hrsg.), Körper ohne Leben. Begegnung und Umgang mit Toten, Wien 1998.
4. Heinrich Bredt, Wandel der Wissenschaftsformen während meines Lebens als Pathologe, in: Gunter Mann, Franz Dumont (Hrsg.), Medizin in Mainz. 40 Jahre Medizinische Fakultät und Klinikum 1946-1986, Mainz, Kirchheim 1986, S. 203-217.
5. Franz Büchner, Pläne und Fügungen. Lebenserinnerungen eines deutschen Hochschullehrers, München, Berlin 1965.
6. Jens Jessen, Reiner Voigt, Bibliographie der Autobiographien, Bd. 4, Selbstzeugnisse, Erinnerungen, Tagebücher und Briefe deutschsprachiger Ärzte, München et al 1996.
7. Wolfgang Heinrich Lohmann, Vom Hitlerjungen zum Kassenarzt. Biographie, Frankfurt a. M. 1992.
8. Hubert Meessen, Zwischen Leben und Tod. Erkenntnisse und Erfahrungen aus der Welt eines Pathologen, Düsseldorf, Wien 1979.
9. Winfried Schulze, Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte? Vorüberlegungen für die Tagung „Ego-Dokumente“, in: Winfried Schulze (Hrsg.), Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte (Selbstzeugnisse der Neuzeit 2), Berlin 1996, S. 11-30.
10. Erhard Weiher, Umgang mit dem Leichnam in der Mediziner-Ausbildung: Erschließung der Todes-Begegnung durch die Seelsorge, in: Beiträge zur Thanatologie, 5, (1997), <http://www.psych.uni-mainz.de/abteil/soz/thanatologie/Literatur/beitraege.htm> [06.01.2009].

VIII.3 Die Sektion in überregionalen Printmedien in Deutschland Fragwürdige Darstellung der Dienstbarmachung der Leiche

Julia A. Glahn

Im Zentrum des von der VW-Stiftung geförderten Forschungsprojektes „Tod und toter Körper: Zum veränderten Umgang mit dem Tod in der Gesellschaft“ steht die klinische Sektion als Beispiel für den Wandel des Umgangs mit dem Tod in der gegenwärtigen Gesellschaft.

Da die Akzeptanz der klinischen Sektion in der Gesellschaft weniger von der wissenschaftlichen Diskussion, sondern mehr von allgemeinen, öffentlichen Debatten über die Verwertung von Leichen(-teilen) beeinflusst wird, spielen Medien eine herausragende Rolle.

Eine zentrale Funktion der Printmedien (Tages- und Wochenzeitungen) stellt die tägliche Informationsverarbeitung dar. Sie informieren die Bevölkerung über relevante gesellschaftliche Ereignisse, kommentieren und analysieren diese.

Um die Akzeptanz der klinischen Sektion auf den Umgang mit Tod und Toten in der und ihre Auswirkungen auf die Gesellschaft umfassend zu untersuchen, scheint es daher vielversprechend, zum einen den Recherche-Radius von der klinischen Sektion auf die Obduktion allgemein zu vergrößern und zum anderen neben der Analyse wissenschaftlicher Publikationen auch die Analyse solcher Dokumente mit ein zu beziehen, die in den überregionalen deutschen Printmedien veröffentlicht und damit einem breiteren, medizinisch und philosophisch nicht explizit ausgebildeten Publikum zugänglich gemacht wurden. So soll untersucht werden, ob und inwieweit die mediale Berichterstattung einen Einfluss auf die Wahrnehmung, das Verständnis und die (ethische) Beurteilung der klinischen Sektion besitzen. Des Weiteren soll in diesem Zusammenhang die Annahme untersucht werden, dass die meisten Menschen in ihrem Leben keine persönlichen Erfahrungen mit Sektionen machen und deshalb die Darstellung der Sektion in den Medien einen umso größeren Einfluss auf das Bild der Sektion in der Bevölkerung haben.

Untersucht werden sollen dabei die online in Archiven¹ verfügbaren Dokumente der großen deutschen überregional erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften („Der Spiegel“, „Stern“, „Focus“, „DIE ZEIT“, „Frankfurter

¹ www.spiegel.de, www.stern.de, www.zeit.de, www.faz.net, www.fr-online.de, www.sueddeutsche.de.

Allgemeine Zeitung“, „Frankfurter Rundschau“, „Süddeutsche Zeitung“) im Zeitraum der letzten beiden Jahrzehnte (1988-2008).²

Bislang wurden das Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“³ und die Wochenzeitung „DIE ZEIT“⁴ bis zum Jahr 1993 ausgewertet. Dabei wurde ein Textkorpus von insgesamt 25 Artikeln erstellt, wobei davon 18 auf den „Spiegel“ und 7 auf „DIE ZEIT“ entfallen. Die Auswahl fiel zunächst auf diese beiden Blätter, da sie beide wöchentlich erscheinen, zu den auflagenstärksten Magazinen bzw. Zeitungen in Deutschland gehören und bei ihrer Zielgruppe, die traditionell über einen hohen Bildungsstand verfügt, hohe Akzeptanz genießen. Sie unterscheiden sich jedoch hinsichtlich ihrer Aufmachung (Nachrichtenmagazin vs. Wochenzeitung). Aufgrund der bestehenden Charakteristika eignen sie sich besonders gut für den Einstieg in dieses Forschungsthema.

Eine auf das Stichwort „klinische Sektion“ begrenzte Recherche zeigt in beiden Blättern lediglich eine geringe Anzahl an Texten mit begrenzter Aussagekraft.

Eine Ausweitung der Analyse des Begriffs „Sektion“ auf Synonyme wie „Obduktion“, „Autopsie“ oder „Innere Leichenschau“ und das Schlagwort der „Dienstbarmachung der Leiche“ erschien gerechtfertigt: Zum einen häufen sich unter Bezugnahme dieser Schlagwörter die Beiträge enorm. Zum anderen steht in Berichten für ein „Laienpublikum“ nicht die Verwendung medizinisch korrekter Termini im Vordergrund. Vielmehr gilt es, die Intentionen und Aussagen des Textes und Autors jenseits dieser sprachlichen Ungenauigkeiten herauszuarbeiten. Zudem schien es sinnvoll, das Attribut „klinisch“ im Suchbefehl zu streichen, da in den fraglichen Texten –wie eine orientierende erste Stichprobe ergab– vielfach keine Differenzierung zwischen klinischer, anatomischer und forensischer Sektion erfolgt und überdies sogar die angrenzenden Themenfelder Plastination und Organspende berührt werden. Geht es um Stichworte wie die „Dienstbarmachung von menschlichen Leichen“, dann dominiert vor allem die nicht andauernde Debatte um die Ausstellung der „Körperwelten“ die Berichterstattung in den deutschen Printmedien.

Diese Debatte soll in dieser Untersuchung bewusst ausgeblendet werden, da sie, besonders in ethischer Hinsicht, so viele eigenständige Aspekte besitzt, dass sie eine gesonderte Berücksichtigung erfordert.

² Boulevardblätter sollen nicht berücksichtigt werden.

³ www.spiegel.de.

⁴ www.zeit.de.

Im Fokus der Berichterstattung der Printmedien stehen außerdem der kommerzielle Leichenhandel und diesbezügliche Kritik. Besonders Berichte über die Entnahme von Organen Hingerichteter in China⁵ erregten öffentliches Aufsehen und Kritik. Aber auch Fälle im europäischen Ausland (Polen⁶, Russland⁷) und aus Deutschland werden thematisiert. Eine 1993 geführte Debatte im Spiegel beginnt mit einem Artikel, der den Vorwurf beinhaltet, dass in deutschen Kliniken Leichenteile ohne Wissen und/oder ohne Zustimmung der Betroffenen bzw. deren Angehörigen entnommen und an Pharmaunternehmen und staatliche Einrichtungen verkauft würden.⁸ Von einem verdeckten „Großhandel mit Leichenteilen“⁹ ist die Rede, wobei Verstorbenen Hirnhautgewebe, Knochen und ganze Organe entnommen würden, die für die forschende und produzierende Pharmaindustrie von hohem Wert seien. Firmen wie Braun oder Biodynamics stellten zum Beispiel aus menschlichen Hirnhäuten Medikamente zur Hauttransplantation her. Die Liste der

⁵ Vgl. Schuh, Hans, „In China werden Hingerichtete als Organlieferanten mißbraucht. Ein amerikanischer Wissenschaftler klagt an“, in: Zeit Online, 1997, www.diezeit.de/1997/47/bodyshop.txt.19971114.xml (zuletzt aufgerufen am 07.01.2009); „Leichenhandel. Chinesische Spezialbehandlung“, in: Der Spiegel, 5/2004, 26.01.2004, S. 18, <http://wissen.spiegel.de/wissen/dokument/79/27/dokument.html?titel=Chinesische+Spezialbehandlung&id=29787297&top=SPIEGEL&suchbegriff=leichenhandel&quellen=%2BBX%2CWIKI%2C%2BSP%2C%2BMM%2CALME%2CSTAT%2C%2BMEDIA&qcrubrik=artikel>, [07.01.2009].

⁶ Malzahn, Claus Christian, „Korrumpierte Ärzte, gefledderte Leichen“, in: Spiegel Online, 01.02.2002, www.spiegel.de/panorama/0,1518,druck-180223,00.html, [07.01.1009]; „Leichenhandel. Die Häute von Lodz“, 24.02.2004, in: Spiegel Online, www.spiegel.de/panorama/0,1518,druck-178915,00.html [07.01.2009]; „Leichenhandel in Polen. Pfeilgift nur in Lodz gespritzt“, in Spiegel Online, 31.02.2002, in: www.spiegel.de/panorama/0,1518,druck-180028,00.html [07.01.1009].

⁷ Röbel, Sven; Wassermann, Andreas, „Leichenhandel. Russische Kadaver“, in: Der Spiegel, 10/2004, 01.03.2004, in: <http://wissen.spiegel.de/wissen/dokument/28/40/dokument.html?titel=%22Russische+Kadaver%22&id=30090482&top=SPIEGEL&suchbegriff=%22russische+kadaver%22&quellen=&qcrubrik=artikel>, [07.01.1009].

⁸ „Geplündert ins Grab“, in: Der Spiegel, 49/1993, 06.12.1993, <http://wissen.spiegel.de/wissen/dokument/92/13/dokument.html?titel=Gep%20l%20ndert+ins+Grab&id=13693129&top=SPIEGEL&suchbegriff=%22gepl%20ndert+ins+grab%22&quellen=%2BBX%2CWIKI%2C%2BSP%2C%2BMM%2CALME%2CSTAT%2C%2BMEDIA&qcrubrik=artikel>; Francke, K.; Manzel, U., „0,2% einer Leiche“. Der Kieler Pathologie-Professor Manfred Dietel über Organhandel und Ethik“, in Der Spiegel, 1/1994, 03.01.1994, <http://wissen.spiegel.de/wissen/dokument/65/92/dokument.html?titel=%220%20Prozent+einer+Leiche%22&id=13682956&top=SPIEGEL&suchbegriff=%22gepl%20ndert+ins+grab%22&quellen=&qcrubrik=artikel>, [07.01.1009].

⁹ Ebd.

„menschlichen Ersatzteile“¹⁰ richte sich, so der Spiegel, dabei allein nach den merkantilen Interessen der Firmen und weniger nach einem generellen Forschungsinteresse unabhängiger Institute und Universitäten.

Nach Darstellung des „Spiegels“ und von „DIE ZEIT“ fallen die Reaktionen der Ärzteschaft auf diese Vorwürfe geteilt aus. Einige befragte Ärzte bestreiten, davon zu wissen, dass bei der Weitergabe menschlichen Gewebes an Pharmaunternehmen überhaupt Geld fließt und verurteilen eine solche Praxis kategorisch. Einzelne Stimmen rechtfertigen bestimmte Summen als Aufwandsentschädigungen an Kliniken bzw. Klinikpersonal kategorisieren und damit als legitim rechtfertigen. Sie sind allerdings die Ausnahme. Andere wiederum bestätigen diese Praktiken.

Generell charakterisieren laut „Spiegel“ Pathologen die Entnahme und Weitergabe von menschlichem Gewebe an forschende und produzierende Pharmaunternehmen als Dienst „für einen guten Zweck“¹¹. Schließlich dienten die entnommenen Gewebe der Erforschung und Herstellung neuer Medikamente, die noch lebenden, aber leidenden Menschen Linderung und Heilung verschaffen können. Die Entnahme solcher Leichenteile auch ohne die explizite Zustimmung der Betroffenen und/oder der Angehörigen werde daher als gängige Praxis akzeptiert, auch wenn es sich rechtlich dabei um eine „Grauzone“ handle. Es verwundert daher auch nicht, wenn ein damaliges Vorstandsmitglied des deutschen Pathologenverbandes diese Praxis nicht als eine Menschenwürdeverletzung bezeichnet, solange die „Hülle intakt bleibt“¹².

Ein anderes Argument von Seiten der obduzierenden Pathologen lautet, dass die Verwendung von Leichenteilen für die Heilung von Lebenden unerlässlich sei. Die Aufregung in der Öffentlichkeit sei unbegründete Panikmache. Vielmehr wäre es sogar eine unterlassene Hilfeleistung, wenn nötige Gewebeteile nicht entnommen werden, obwohl sie der Heilung lebender Menschen dienen können.¹³

¹⁰ Ebd.

¹¹ Ebd.

¹² Ebd.

¹³ Francke, K.; Manzel, U., „0,2% einer Leiche“. Der Kieler Pathologie-Professor Manfred Dietel über Organhandel und Ethik“, in Der Spiegel, 1/1994, 03.01.1994, <http://wissen.spiegel.de/wissen/dokument/65/92/dokument.html?titel=%220%2C2+Pr+ozent+einer+Leiche%22&id=13682956&top=SPIEGEL&suchbegriff=%22gepl%3%B+Cndert+ins+grab%22&quellen=&qcrubrik=artikel>, [07.01.1009].

Diese ersten Recherchen machen bereits deutlich, dass es Hinweise auf eine einseitige Berichterstattung gibt. Einige der Journalisten greifen zu polemischen Ausdrücken und Formulierungen, um einen vermeintlichen Skandal aufzudecken und die Beteiligten anzuprangern. Sie spielen bewusst mit der gleichzeitigen Abneigung und Faszination, mit der das Thema Tod und Tote für Laien behaftet ist. Damit erzeugen sie bei einer (eventuell nicht genügend kritischen und) überwiegend weder medizinisch noch philosophisch ausgebildeten Leserschaft Angst und Horrorvisionen über Leichenfledderer in weißen Kitteln.

In Bezug auf den „Spiegel“ fällt auf, dass Titel wie „Geplündert ins Grab“¹⁴, „Köfferchen voller Nieren“¹⁵, oder „Leichen auf CD-Rom“¹⁶ auf eine sensationalisierende Form der Berichterstattung hinweisen und einer sachlichen und seriösen Information über das Thema Sektion abträglich sind.¹⁷ Die Vermutung, dass mit effektheisenden und verkürzten Aussagen Ängste und Unsicherheiten in der Bevölkerung geweckt oder bestehende noch geschürt werden, gilt es daher weiter zu untersuchen. Darüber hinaus ist von Interesse, inwieweit diese Form der Berichterstattung zur niedrigen Obduktionsbereitschaft beiträgt.

Ethisch brisant und weiter verfolgenswert sind dabei vor allem die merkantilen Interessen von Pharmaindustrie und anderen finanziell potenten Akteuren, etwaige Reaktionen der Betroffenen und Angehörigen und die

¹⁴ „Geplündert ins Grab“, in: Der Spiegel, 49/1993, 06.12.1993, <http://wissen.spiegel.de/wissen/dokument/92/13/dokument.html?titel=Gep%3%BCndert+ins+Grab&id=13693129&top=SPIEGEL&suchbegriff=%22gepl%3%BCndert+ins+grab%22&quellen=%2BBX%2CWIKI%2C%2BSP%2C%2BMM%2CALME%2CSTAT%2C%2BMEDIA&qcrubrik=artikel>, [07.01.1009].

¹⁵ „Köfferchen voller Nieren“, in: Der Spiegel, 50/1993, 13.12.1993, <http://wissen.spiegel.de/wissen/dokument/02/03/dokument.html?titel=K%3%B6fferchen+voller+Nieren&id=13683020&top=SPIEGEL&suchbegriff=%22k%3%B6fferchen+voller+nieren%22&quellen=&qcrubrik=artikel>, [07.01.1009].

¹⁶ Hackenbrock, Veronika, „Leichen auf CD-Rom“, in: Der Spiegel, 22/2005, 30.05.2005, <http://wissen.spiegel.de/wissen/dokument/59/85/dokument.html?titel=Leichen+auf+CD-om&id=40525895&top=SPIEGEL&suchbegriff=autopsie&quellen=&qcrubrik=recht>, [07.01.1009].

¹⁷ Vgl. weitere Titel wie: Anonym, „Bitte wegschauen!“, in: Zeit Online, 1999, http://zeit.de/1999/02/199902.9_titel_unterzei.html, [07.01.1009]; Anonym, „Ohne Hirn und Herz“, in: Zeit Online, 1999, http://zeit.de/1999/52/Ohne_Hirn_und_Herz, (zuletzt aufgerufen am 07.01.1009); Anonym, „Tote machen keinen Krach“, in: Der Spiegel, 34/2004, 16.08.2004, <http://wissen.spiegel.de/wissen/dokument/67/91/dokument.html?titel=Tote+machen+keinen+Krach&id=31821976&top=SPIEGEL&suchbegriff=kriminalistik&quellen=&qcrubrik=recht>, [07.01.1009].

Zuschreibung von Handlungsverantwortung in einem komplexen Geflecht von Akteuren.

Das Medium der Printmedien erscheint durchaus als eine geeignete Plattform erscheint, um das Thema klinische Sektion einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen und so auf ihre Relevanz und auf den Mangel der Obduktionsbereitschaft aufmerksam zu machen. Dennoch sollte eine solche Berichterstattung sachlich geführt werden, um so sensiblen Themen wie Sterben und Tod gerecht zu werden. Diese Forderung scheint umso berechtigter, als (Print-)Medien eine doppelte Funktion zukommt: Sie bilden die Meinungen ab und wirken zugleich meinungsbildend.

Literatur:

1. Anonym, „Bitte wegschauen!“, in: Zeit Online, 1999, http://zeit.de/1999/02/199902.9_titel_unterzei.html, [07.01.2009]
2. Anonym, „Geplündert ins Grab“, in: Der Spiegel, 49/1993, 06.12.1993, <http://wissen.spiegel.de/wissen/dokument/92/13/dokument.html?titel=Gepl%C3%BCndert+ins+Grab&id=13693129&top=SPIEGEL&suchbegriff=%22gepl%C3%BCndert+ins+grab%22&quellen=%2BBX%2CWIKI%2C%2BSP%2C%2BMM%2CALME%2CSTAT%2C%2B MEDIA&qcrubrik=artikel>, [07.01.2009].
3. Anonym, „Geplündert ins Grab“, in: Der Spiegel, 49/1993, 06.12.1993, <http://wissen.spiegel.de/wissen/dokument/92/13/dokument.html?titel=Gepl%C3%BCndert+ins+Grab&id=13693129&top=SPIEGEL&suchbegriff=%22gepl%C3%BCndert+ins+grab%22&quellen=%2BBX%2CWIKI%2C%2BSP%2C%2BMM%2CALME%2CSTAT%2C%2B MEDIA&qcrubrik=artikel>, [07.01.2009].
4. Anonym, „Köfferchen voller Nieren“, in: Der Spiegel, 50/1993, 13.12.1993, <http://wissen.spiegel.de/wissen/dokument/02/03/dokument.html?titel=K%C3%B6fferchen+voller+Nieren&id=13683020&top=SPIEGEL&suchbegriff=%22k%C3%B6fferchen+voller+nieren%22&quellen=&qcrubrik=artikel>, [07.01.2009].
5. Anonym, „Leichenhandel in Polen. Pfeilgift nur in Lodz gespritzt“, in: Spiegel Online, 31.02.2002, in: www.spiegel.de/panorama/0,1518,druck-180028,00.html, [07.01.2009].
6. Anonym, „Leichenhandel. Chinesische Spezialbehandlung“, in: Der Spiegel, 5/2004, 26.01.2004, S. 18, <http://wissen.spiegel.de/wissen/dokument/79/27/dokument.html?titel=Chinesische+Spezialbehandlung&id=29787297&top=SPIEGEL&suchbegriff=leichenhandel>

- &quellen=%2BBX%2CWIKI%2C%2BSP%2C%2BMM%2CALME%2CSTAT%2C%2BMEDIA&qcrubrik=artikel, [07.01.2009]
7. Anonym, „Leichenhandel. Die Häute von Lodz“, 24.02.2004, in: Spiegel Online, www.spiegel.de/panorama/0,1518,druck-178915,00.html [07.01.2009].
 8. Anonym, „Ohne Hirn und Herz“, in: Zeit Online, 1999, http://zeit.de/1999/52/Ohne_Hirn_und_Herz, [07.01.2009].
 9. Anonym, „Tote machen keinen Krach“, in: Der Spiegel, 34/2004, 16.08.2004, <http://wissen.spiegel.de/wissen/dokument/67/91/dokument.html?titel=Tote+machen+keinen+Krach&id=31821976&top=SPIEGEL&suchbegriff=kriminalistik&quellen=&qcrubrik=recht>, [07.01.2009].
 10. K. Francke, U. Manzel, „0,2% einer Leiche“. Der Kieler Pathologie-Professor Manfred Dietel über Organhandel und Ethik“, in Der Spiegel, 1/1994, 03.01.1994, <http://wissen.spiegel.de/wissen/dokument/65/92/dokument.html?titel=%220%2C2+Prozent+einer+Leiche%22&id=13682956&top=SPIEGEL&suchbegriff=%22gepl%C3%BCndert+ins+grab%22&quellen=&qcrubrik=artikel>, [07.01.1009].
 11. Veronika Hackenbrock, „Leichen auf CD-Rom“, in: Der Spiegel, 22/2005, 30.05.2005, <http://wissen.spiegel.de/wissen/dokument/59/85/dokument.html?titel=Leichen+auf+CD-Rom&id=40525895&top=SPIEGEL&suchbegriff=autopsie&quellen=&qcrubrik=recht>. <http://wissen.spiegel.de/wissen/dokument/65/92/dokument.html?titel=%220%2C2+Prozent+einer+Leiche%22&id=13682956&top=SPIEGEL&suchbegriff=%22gepl%C3%BCndert+ins+grab%22&quellen=&qcrubrik=artikel>, [07.01.2009].
 12. Claus Christian Malzahn, „Korrupte Ärzte, gefledderte Leichen“, in: Spiegel Online, 01.02.2002, www.spiegel.de/panorama/0,1518,druck-180223,00.html, [07.01.1009].
 13. Sven Röbel, Andres Wassermann, „Leichenhandel. Russische Kadaver“, in: Der Spiegel, 10/2004, 01.03.2004, <http://wissen.spiegel.de/wissen/dokument/28/40/dokument.html?titel=%22Russische+Kadaver%22&id=30090482&top=SPIEGEL&suchbegriff=%22russische+kadaver%22&quellen=&qcrubrik=artikel>, [07.01.2009].
 14. Hans Schuh, „In China werden Hingerichtete als Organlieferanten mißbraucht. Ein amerikanischer Wissenschaftler klagt an“, in: Zeit Online, 1997, www.diezeit.de/1997/47/bodyshop.txt.19971114.xml [07.01.2009].

Sektion IX: Moderne Bestattungsformen und der Stellenwert des toten Körpers

IX.1 Tote Körper und die neue Vielfalt ihrer Bestattung. Deutungsversuche eines vielschichtigen Phänomens

Dominik Groß und Martina Ziefle

Während in Deutschland bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts die *Beerdigung* des Leichnams die übliche und wenig hinterfragte Form der Bestattung darstellte, hat sich in jüngster Zeit ein ungeahnter „Bestattungspluralismus“ entwickelt, der insbesondere die städtischen Regionen Deutschlands erreicht hat. So stellt etwa der Suchdienst „Bestattungsplanung“ auf seiner Homepage www.bestattungsplanung.de nicht weniger 22 Formen der Bestattung zur Wahl – darunter so individualisierte (und teilweise kurios anmutende) Dienste wie Almwiesen-, Diamant- und Felsbestattung, Kryonik, Plastination oder Weltraumbestattung.

Dieser erstaunliche Wandel wirft zugleich die Frage nach seinen Ursachen, Hintergründen und Implikationen auf, kurz: er erscheint in hohem Maße klärungsbedürftig. An ebendieser Stelle setzt das hier vorgestellte Projektvorhaben an. Es nähert sich der neuen Rolle des toten Körpers im Angesicht des rezenten Bestattungspluralismus in vier Schritten:

- (1) Zunächst gilt es die Geschichte der Bestattung in groben Schritten nachzuzeichnen. Hierbei soll herausgearbeitet werden, bis wann und aus welchen Gründen die Erdbestattung vorherrschte und welche Entwicklungen den oben skizzierten Wandel herbeigeführt haben. Damit verbunden ist die Überprüfung der These, dass den christlichen Kirchen in Deutschland bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein – und damit bis zum Aufkommen des heute vorherrschenden kulturellen und Werte-Pluralismus – eine Deutungshoheit in Bezug auf die Form der Bestattung des menschlichen Leichnams zugestanden wurde, die einer Diversifizierung der Bestattung entgegenstand. So wurde etwa im katholischen Kirchenrecht erst 1964 das Verbot der Feuerbestattung aufgehoben, sofern damit nicht die explizite Leugnung des Glaubens an die Auferstehung zum Ausdruck gebracht wird (Katholischer Erwach-

senen-Katechismus [1989-1995]¹). Hinzu kamen in dieser Zeit restriktive rechtliche Bestimmungen; zudem standen technologische bzw. technische Limitationen *a priori* dem Angebot einzelner Bestattungsformen (z.B. Kryonik, Plastination und Weltraumbestattung) entgegen.

(2) Anschließend sollen die heute angebotenen Formen der Bestattung näher in den Blick genommen werden: Hierzu gehören – neben der traditionellen Erdbestattung – die Almwiesenbestattung, die Anonyme Erdbestattung, die Anonyme Feuerbestattung, die Baumbestattung, die Beisetzungen im Kolumbarium, im Urnengrab oder in einer Urnenstele, die Diamantbestattung, die Felsbestattung, die Flugbestattung, die Beisetzung im Gemeinschaftsgrab mit oder ohne Namenstafel, die Körperspende, die Kryonik (Kryokonservierung), die Luftbestattung, die Naturverstreueung, die Plastination, das Rasengrab als Form der Erdbestattung, die Seebestattung, die Totenasche im Wohnzimmer und die Weltraumbestattung.² Sie gilt es vorzustellen und zu interpretieren.

(3) Auf der Grundlage der in (1) und (2) gewonnenen Erkenntnisse sollen sodann drei Annahmen überprüft werden, die im Zentrum unseres Projektvorhabens stehen:

a. Die Etablierung eines Bestattungspluralismus ist Ausdruck allgemeiner gesellschaftlicher *Individualisierungstendenzen*; sie befördert das Selbstbestimmungsrecht des einzelnen und gibt diesem zugleich die Möglichkeit, sich a) durch die Wahl seiner speziellen Bestattungsform gegenüber anderen abzugrenzen (Beispiele: Plastination, Diamantbestattung, Weltraumbestattung), b) den eigenen Lebensverlauf durch die Wahl der Bestattung in einem gleichsam symbolischen Akt zu „spiegeln“ (Beispiele: Almwiesenbestattung bei Bergbewohnern, Seebestattung bei Seeleuten) oder aber c) dem Leben eine besondere (z. B. gemeinschaftsstiftende) Sinnhaftigkeit zu verleihen (Beispiele: anatomische Körperspende, Beisetzung im Gemeinschaftsgrab). Schließlich kann die Wahl der Bestattungsform auch d) vorrangig einer besonderen Technikgläubigkeit oder -begeisterung geschuldet sein (Beispiele: Kryonik, Plastination).

b. Die Etablierung eines Bestattungspluralismus ist Resultat des (ebenfalls Individualisierungstendenzen geschuldeten) Bestrebens, den *persönlichen Handlungsspielraum über den eigenen Tod hinaus*

¹ Katholischer Erwachsenen-Katechismus. Bd. 1, Leipzig 1989, sowie Bd. 2, Freiburg 1995.

² www.bestattungsplanung.de.

auszudehnen. Damit ist die Wahl der persönlichen Bestattungsform eine letzte, in den postmortalen Bereich verlagerte bewusste Ausdrucksform von Gestaltungswillen und Autonomie.

- c. Die Etablierung eines Bestattungsppluralismus ist Kennzeichen eines neuen, säkularisierten und pluralisierten Umgangs mit dem Tod, der den gedanklichen Zusammenhang zwischen Erdbestattung und Wiederauferstehungsglaube verdrängt und neue Deutungsmuster ermöglicht bzw. freigelegt hat. Hinweise hierauf geben etwa die Kryonik, die als neue, auf Technikgläubigkeit fußende Form des „Wiederauferstehungsglaubens“ interpretiert werden kann, aber auch die dauerhafte Plastination bzw. die Diamantierung der Asche, bei welcher die sterblichen Überreste des Verstorbenen in die kristalline Form des Diamanten gepresst werden und so – anders als bei der Erd- oder Feuerbestattung – einen Zustand der Dauerhaftigkeit herstellen (und zudem einen Zustand der Ästhetisierung im Gegensatz zur allmählichen Zersetzung erdbestatteter Leichname).
- (4) Um den Bezug zum Rahmenthema „Die *dienstbare* Leiche“ zu konkretisieren, ist schließlich in einem letzten Schritt herauszuarbeiten, was die in (3) erhobenen Befunde für den Stellenwert und die Einordnung des *toten Körpers* bedeuten. Sofern sich die vorgenannten Annahmen verifizieren bzw. argumentativ stützen lassen, wird der tote Körper in diesem Zusammenhang in zweifachem Sinne *als Ressource* genutzt: a) (nahe liegend:) aus Sicht der Bestattungsunternehmen, die mit der Bestattung des Leichnams merkantile Interesse verknüpfen, b) aus Sicht des einzelnen, der seinen Leichnam als persönliche Ressource einsetzt – als Instrument, um den Handlungsspielraum über den eigenen Tod auszudehnen und mit der Wahl der Bestattung zugleich den eigenen Platz in der Welt für die Zeit dem Ableben festzuschreiben und so der eigenen Persönlichkeit Geltung zu verschaffen. Während der unter a) genannte erste Aspekt *eo ipso* evident scheint, soll vor allem der zweite Aspekt näher beleuchtet werden.

Methoden

- a) Literaturstudie (Auswertung der medizinhistorischen und zeithistorischen Fachliteratur zum Themenbereich Bestattung); b) Auswertung der schriftlichen und elektronischen Verlautbarungen der christlichen Kirchen (EKD, Deutsche Bischofskonferenz, Katholischer Katechismus) sowie der organisierten Bestatter; c) Auswertung der verfügbaren Meinungsumfragen zu den

Themenfeldern Bestattung und Wiederauferstehungsglaube; d) themenbezügliche Veröffentlichungen in der Laienpresse (insb. Printmedien)

IX.2 „Cryogenics“ - Die Wichtigkeit der Körper für Unsterblichkeit

Nadine Witt

Der Tod ist sowohl unausweichlich als auch unumkehrbar. Er ist persönlich und der Einzelne kann nicht von diesem berichten (vgl. Riley 1983). Stimmt diese Aussage auch für die Zukunft? Ist der Tod nicht unumkehrbar? Der Mensch wird immer häufiger mit dem Tod in den Medien konfrontiert. Sterbehilfe und lebensverlängernde Maßnahmen rücken zunehmend in das Zentrum des Interesses der Menschen in der heutigen westlichen Welt (vgl. Lock 1996). Die Auseinandersetzung mit dem Tod und die Angst vor Sterblichkeit/Endlichkeit bewegte Männer und Frauen bereits in der Vergangenheit dazu, an ein Leben nach dem Tod zu glauben. Es ist erwiesen, dass es den Wunsch gibt, den Tod „verschieben“ zu wollen (vgl. Riley 1983).

Bereits der, z.B., christliche Glaube vermittelt seit Jahrhunderten die Hoffnung auf ein ewiges Leben. Heutige technische Entwicklungen wie z.B. Cryogenics versuchen dem Menschen die Angst vor dem Tod zu nehmen, indem diese ein Leben nach dem Tod versprechen (vgl. Conn et al 1996). Mit Hilfe von Cryogenics (vgl. Lebrun 2007) kann ein Mensch nach seinem Tod „eingefroren“, um zu einem nicht bekannten Zeitpunkt in der Zukunft wieder zurück ins Leben gerufen zu werden, um ein verlängertes, gesundes Leben führen zu können (Cryonics Institute 2008). Zunehmend machen Menschen Gebrauch von diesem „Angebot“ (Cryonics Institute 2008).

Die Vergangenheit hat uns gezeigt, dass sich die westliche Welt sehr schnell weiterentwickelt hat, sei es kulturell, ökonomisch, technisch, medizinisch. Seit dem das Beatmungsgerät in den 1960ern erfunden worden ist, Organtransplantationen und andere medizinische Möglichkeiten der Lebensverlängerung entwickelt worden sind, ist es notwendig geworden, sich mit der Bedeutung des Todes für den Menschen in technisch hochentwickelten Gesellschaften auseinanderzusetzen (vgl. Lock 1996).

Forschungsfragen

Dieses Thema ermöglicht einen zweifachen Blick auf das Thema Dienstbarmachung der Leichen:

- (1) Cryogenics verfolgt in Bezug auf die Leichen merkantile Interessen, und
- (2) Der eigene Leichnam wird für den Kunden selbst zu einer wichtigen Ressource und damit dienstbar gemacht, weil die Hoffnung der Unsterblichkeit eng an die Materialität dieser Leiche geknüpft wird.

Interessante Forschungsfragen können folglich sein:

- Körperspende
 - Es besteht die Möglichkeit nur den Kopf einfrieren zu lassen: Welche Menschen sind es, deren Köpfe so wichtig sind, dass diese für die Nachwelt aufbewahrt werden müssen? Welche Körper sind es, die „unwichtig“ genug sind in der Zukunft für Cryogenics zur Verfügung gestellt werden, um einen Kopf mit diesem zu vereinen?
 - Ist dies die Erweiterung von einer Organ- zu einer Körperspende?
- Soziale Ungleichheiten
 - Für wen gilt dieser Dienst?
 - Wer „nutzt“ wen? (Kopf/Körper-Frage)
 - Kosten
 - Welche Kosten kommen auf den Einzelnen/die Mitglieder zu?
 - Welche Interessen verfolgen die Cryonics Institute? Sind es ausschließlich wirtschaftliche Aspekte? Oder „glauben“ sie wirklich an den Nutzen von Cryonics?
 - Welche Kosten (Strom etc.) tragen die Cryonics Institute?
- Nutzen
 - Welchen Nutzen hat Cryogenics und für wen?
 - Nutzen die Institute die Menschen für Forschungszwecke aus?
 - Leben Menschen, die sich für Cryogenics entschieden haben, nach dieser Entscheidung anders?
- Recht
 - Wie lange hat der „Patient“ Anspruch darauf eingefroren zu bleiben?
 - Gibt es ein zeitliches Limit?
 - Wer trägt die Langzeitkosten?
- Gesellschaft
 - In welcher Gesellschaft leben wir, die es „erlaubt“, dass Menschen sich für ein zukünftiges Leben „einfrieren“ lassen?
- Zeitpunkt/Lebensverlauf
 - Zu welchem Lebenszeitpunkt entschließen sich Menschen für Cryogenics? Welche Variablen haben Einfluss auf diese Entscheidung?
- Integration (nach dem Auftauen)

- Wie wird der Mensch nach dem Auftauen wieder in die Gesellschaft integriert?
- Wie kommt er mit einem neuen Körper zurecht?
- Wie kommt er mit dem Leben in einer neuen Zeit zurecht?

Methoden

In Anbetracht der Vielfalt der Forschungsfragen kommen verschiedenen Methoden in Frage, um diese bearbeiten zu können.

Möglich wäre z.B. eine Medienanalyse, d.h. durch Analyse von Zeitungen (der letzten 10 Jahre) beantwortet werden. Der Gebrauch von Diskurs- oder Inhaltsanalyse ist für die Analyse von Zeitungsartikeln und/oder Einträgen in Internet-Foren aus folgenden Gründen sinnvoll: um subjektive Eindrücke erheben zu können, ist eine Methode, die offen und explorativ ist, notwendig. Die Diskursanalyse erlaubt es sich auf spezielle Aspekte zu fokussieren, die durch quantitative Analysen nicht erschlossen werden können (vgl. Tonkiss 2004).

Eine weitere Analysemethode stellt das Durchführen von qualitativen Interviews mit Mitarbeitern von Cryogenics Instituten und mit Mitgliedern dieser Einrichtungen (also den Menschen, die sich für Cryogenics entschieden haben) dar. Qualitative Interviews sind für dieses Projekt aus folgenden Gründen von großem Nutzen: es ist möglich, die Einstellungen und Meinungen von Menschen, die sich für diese Behandlungsmethode entschieden haben, zu erfassen. Qualitative Interviews sind dazu geeignet, persönliche, sensitive und vertrauliche Informationen zu eruieren. Dies ist für dieses Projekt von großer Wichtigkeit, da individuelle Perspektiven, sei es von den „Mitgliedern“ oder den „Anbietern“ von Cryogenics, aufgedeckt werden sollen.

Interdisziplinarität

Diese Thematik ist nicht alleine unter soziologischen Aspekten interessant. Da diese einerseits kognitive, emotionale, kulturelle und soziale und andererseits technische, biologische, chemische usw. Komponenten beinhaltet, ist diese folglich neben der Soziologie auch für die Psychologie, Rechtswissenschaften, Informatik, Chemie, Physik, Biologie, Medizin und Religion interessant.

Literatur

1. V. M. Bekhterev, Immortality from the scientific point of view, Society 43 (2006), 74-80.

2. T. Case, R. Stevenson, S. McLean, Fear of Death and the quest of immortality, *Australian Journal of Psychology* 56 (2004), p. 60-70.
3. R. Conn, M.P. Schrader, D.L. Wann, 1996: Reduction of anxiety about death: Need for beliefs about immortality, 79 (1996), p. 1315-1318.
4. Cryonics Institute, 2008: "Your Last Best Chance For Life - and Your Family's", <http://www.cryonics.org/index.html>.
5. Ph. Lebrun, 2007, An Introduction to Cryogenics, in: <http://doc.cern.ch/archive/electronic/cern/preprints/at/at-2007-001.pdf>.
6. R. Lee, Prospects for immortality. A sensible search for life after death, *Omega-Journal of Death and Dying* 48 (2003), p. 192-193.
7. Lock, Margaret, Death in Technological Time: Locating the End of Meaningful Life, *Medical Anthropology Quarterly* 10 (1996), p. 575-200.
8. P. Loeb, The Future of Immortality and other essays for Nuclear-Age, *Psy-chology Today*, 21 (1987), p. 71-73.
9. S. M. Lynch, The quest of immortality, *Social Biology* 48 (2001), p. 329-332.
10. N. Papastergiadis, Mortality, Immortality and other Strategies, *The Journal of the British Sociological Association* 28 (1994), p. 333-335.
11. J. W. Riley, Dying and the meanings of death: Sociological inquiries, *Annual Review of Sociology* 9 (1983), p. 191-216.
12. F. Tonkiss, Analysing text and speech: content and discourse analysis. S. 367-382 in: Clive Seale (Hrsg.), *Researching Society and Culture*. London, Thousand Oaks, New Delhi 2003.
13. J. R. Wilmoth, The quest of immortality: Science at the frontier of aging, *Population and Development Review* 27 (2001), p. 791-800.

Sektion X. Tod und Technik in der Postmoderne

X.1 Die Unsichtbarkeit der „technischen“ Leiche

Catarina Caetano da Rosa

Der Kulturwissenschaftler Thomas Macho hat unlängst die These von der „neuen Sichtbarkeit des Todes“ vertreten, die ein gleichnamiger Sammelband aufwändig zu belegen versucht. Macho untermauerte sein Argument im Gespräch mit Hans Belting wie folgt:

„Auffällig bleibt, dass man, wenn man heute ein Fernsehgerät einschaltet oder die Yellow-Press aufschlägt, mit Bildern konfrontiert ist, die vor noch etwa 15 Jahren niemand zu zeigen gewagt hätte. Heute jedoch ist es vollkommen normal, dass im täglichen Hauptabendprogramm die Sektion einer Kinderleiche ausgestrahlt wird [...]“¹

Diese These mag überspitzt klingen. Auf jeden Fall beschreibt sie eine gegenläufige Tendenz: Während die kulturelle Entwicklung im Alltag eine immer größere Distanz zu den Toten herstellt, scheinen sich die medialen Versuche zu mehren, tote Körper zu visualisieren. Auch die Beobachtung, dass die Empfindlichkeit des Publikums (etwa durch Gewöhnung an die mediale Bilderflut) heutzutage so herabgesetzt sei, dass der Blick auf eine Leiche (und sei es eine Fernsehattrappe) nicht mehr schockiert, braucht nicht relativiert zu werden. Trotzdem ruft sie automatisch das Gegenargument von der Unsichtbarkeit des Todes auf den Plan.

Aus technikhistorischer Sicht ließe sich fragen, wie die Medien mit den Unfalltoten umgehen, die einem technischen oder menschlichen Versagen zum Opfer fielen. Hierbei ließe sich behaupten, dass die Leichen von Unfällen selten medial im Bild dargestellt werden. Dies widerspräche den Gepflogenheiten der Presse und würde die Pietät verletzen. Ins Blickfeld hingegen treten Trümmerhaufen und Wracks. Die Technik bleibt konkret; der durch sie getötete Mensch jedoch wird abstrakt und verschwindet als Zahl in den Spalten einer Unfallstatistik.

Technische Unfälle gehen mit dem unwiederbringlichen Gewaltpotenzial einher, menschliche Körper völlig zu vernichten. Die Sichtbarkeit der „technischen Leichen“ ist dadurch radikal in Frage gestellt. Wie sollte sie repräsentiert werden, wenn sie nicht mehr existiert? An Hand von technikhistorischen Fotografien soll die These erhärtet werden, dass die technisch getö-

¹ Macho (2007), S. 251.

teten Menschen üblicherweise unsichtbar bleiben. Stattdessen tritt die Technik in den Vordergrund. Warum dies so ist, soll begründet werden.

Literatur

Macho (2007): Thomas Macho, Kristin Marek (Hrsg.), Die neue Sichtbarkeit des Todes, München 2007.

X.2 Hirntod-Diagnostik und funktionelle Bildgebung

Sabine Müller

Bis zur Erfindung von Herzlungenmaschinen wurde der irreversible Herzstillstand als Kriterium des Todes betrachtet. Dieser hat unter natürlichen Bedingungen innerhalb von Minuten auch das Absterben des Gehirns zur Folge. Umgekehrt zieht das Absterben des Gehirns den Herzstillstand und damit das Erlöschen der gesamten Stoffwechselaktivität nach sich. Durch den Einsatz von Herzlungenmaschinen können der Tod des Gehirns und der Tod des Herzens zeitlich auseinanderfallen: einerseits kann damit der Organismus hirntoter Patienten noch längere Zeit weiter funktionieren, andererseits können Patienten, deren Herz seine Funktion eingestellt hat, am Leben und bei Bewusstsein gehalten werden. Der Begriff des Hirntodes ist durch dieses Auseinanderfallen notwendig geworden.

Bis heute kontrovers sind zwei Fragen: erstens, ob der Hirntod mit dem Tod eines Individuums gleichzusetzen ist bzw. ob er ein hinreichendes Kriterium dafür ist, zweitens, wie man den Hirntod sicher diagnostiziert.

1968 hat das sog. *Ad Hoc Committee of the Harvard Medical School to Examine the Definition of Brain Death* vorgeschlagen, das "irreversible Koma" als neues Todeskriterium zu definieren. "Our primary purpose is to define irreversible coma as a new criterion for death. There are two reasons why there is need for a definition: (1) Improvements in resuscitative and supportive measures have led to increased efforts to save those who are desperately injured. Sometimes these efforts have only partial success so that the result is an individual whose heart continues to beat but whose brain is irreversibly damaged. The burden is great on patients who suffer permanent loss of intellect, on their families, on the hospitals, and on those in need of hospital beds already occupied by these comatose patients. (2) Obsolete criteria for the definition of death can lead to controversy in obtaining organs for transplantation."

Die Motive für diese neue Definition waren zum einen ökonomische Interessen, zum anderen das Interesse an der straffreien Beschaffung von Transplantationsorganen - letzteres war drängend geworden, nachdem der japanische Arzt Wada, der einem hirntoten Patienten Organe zur Transplantation entnommen hatte, wegen Mordes verurteilt worden war.

Hans Jonas reagierte alarmiert auf den Vorstoß des *Ad Hoc Committee*. In "Against the stream: Comments on the Definition and Redefinition of Death" warnte er vor einer Verwechslung des Todes mit einem Kriterium, den Tod durch Therapieabbruch zuzulassen; diese Verwechslung würde den

Weg dafür öffnen, das Hirntod-Kriterium in den Dienst der Organbeschaffung zu stellen. Jonas befürchtete, hirntote Patienten würden degradiert zu sich selbst auffüllenden Blutbanken, zu Banken für frische Organe, zu Anlagen zur Produktion von Hormonen oder zu Testobjekten für neue chirurgische Methoden, Medikamente oder Krankheitserreger. Der hirntote Patient biete alle Vorteile für Experimente eines lebenden Patienten – aber ohne die Nachteile eines lebenden Patienten, namentlich seiner Rechte. Jonas plädierte dafür, da wir die exakte Grenze zwischen Leben und Tod nicht kennen, im Zweifel den Koma-Patienten oder den Hirntoden so zu behandeln, als sei er noch auf der Seite des Lebens.

Die Gleichsetzung von Tod und Hirntod wird auch von entgegengesetzter Seite in Frage gestellt: So fordert der US-amerikanische Bioethiker Jeff McMahan, den Tod einer Person mit dem Tod ihres Cortex gleichzusetzen, da dieser die Basis des Bewusstseins sei. Individuen im dauerhaften vegetativen Zustand sollten als Organspender verwendet werden, obwohl ihre Organismen noch lebten. Doch da sie keine Personen mehr seien, sei ihre Tötung nicht verwerflicher als das Töten einer Pflanze.

Es besteht auch heutzutage kein Konsens über die richtige Definition des Todes. Beispielsweise ergab eine aktuelle Leserumfrage des Wissenschaftsjournals „Gehirn & Geist“ im Internet, dass knapp die Hälfte das Hirntodkriterium befürwortet, ein Viertel das Cortextodkriterium und ein weiteres Viertel das Organismustodkriterium (Tod nach Erlöschen aller Organfunktionen) (Gehirn & Geist 2007 (3), S. 7).

Die gültige Definition des Todes bestimmt die Behandlung bestimmter Patientengruppen in existentieller Weise: Einigkeit besteht zwischen den Anhängern der drei verschiedenen Todesdefinitionen nur über Patienten im Locked-in-Zustand (funktionierender Cortex, aber Ausfall von Hirnstammfunktionen, nur mit maschineller Unterstützung lebensfähig) und Patienten nach irreversiblen Kreislaufstillstand: erstere gelten nach allen Todesdefinitionen als lebend, letztere als tot. Patienten im dauerhaften Koma (persistenten vegetativen Zustand, PVS) dagegen werden von Anhängern des Hirntod-Kriteriums und des Organismustodkriteriums als lebend, von den Anhängern des Cortextodkriteriums aber als tot bzw. als „human vegetable“ und damit als Organressource angesehen. Hirntote Patienten werden nur von Anhängern des Organismustodkriteriums für noch lebend gehalten.

Noch komplizierter wird die Situation dadurch, dass weder für das irreversible Koma noch für den Hirntod unstrittige operationale Definitionen bestehen. Das *Harvard Ad hoc Committee* hatte irreversibles Koma als Zustand von „unreceptivity and unresponsivity, no spontaneous movements or

breathing, no reflexes, flat or isoelectric EEG” definiert. Dieser Zustand wird nach heutigem Sprachgebrauch nicht als Koma, sondern als Hirntod bezeichnet. Im deutschen Organtransplantationsgesetz ist der Hirntod als Ausfall von Großhirn, Kleinhirn und Hirnstamm definiert, wobei die Diagnose des Ausfalls dem Stand der medizinischen Wissenschaft entsprechen soll. Auch der Begriff des irreversiblen Komats ist unklar: Als irreversibel wird ein Koma eingestuft, das bei traumatischer Ursache länger als ein Jahr, bei nichttraumatischer Ursache länger als sechs Monate dauert. Diese Definition basiert auf Erfahrungswerten, berücksichtigt aber nicht die – wenn auch seltenen – Fälle von Menschen, die nach jahrelangem Koma wieder aufgewacht sind. Die Dauer eines Komats ist eine gute Richtschnur, erlaubt aber keine sichere Prognose, ob ein Patient das Bewusstsein wiedererlangt oder nicht.

Neuen Zündstoff erhält die Diskussion durch Forschung an Komapatienten mit funktioneller Bildgebung. PET-Untersuchungen von Steven Laureys haben bei PVS-Patienten immerhin ungefähr halb so große Hirnstoffwechselaktivität wie bei gesunden Personen nachgewiesen. Bei einigen Patienten im tiefen Koma wurde mit funktioneller Bildgebung gezeigt, dass sie sich auf Anweisung hin vorstellen können, Tennis zu spielen oder einen Raum zu durchqueren. Das lässt darauf schließen, dass Sprachverständnis, Motivation und visuelles Vorstellungsvermögen wenigstens teilweise intakt sind. Die wenigen Experimente mittels funktioneller Bildgebung an Komapatienten lassen erwarten, dass die Erforschung der *terra incognita* zwischen Bewusstlosigkeit und Hirntod noch überraschende Erkenntnisse über Aktivität in schwer geschädigten Gehirnen bringen wird, die Konsequenzen für die Behandlung von Komapatienten haben sollten, aber auch für die Diskussion über die Organentnahme aus PVS-Patienten sowie aus Hirntoten.

Derzeit ist in Deutschland zwar der Hirntod als Kriterium für eine straffreie Organentnahme vorgeschrieben, doch wie dieser diagnostiziert wird, ist gesetzlich nicht klar geregelt. Während Universitätskliniken in der Regel neben EEG-Untersuchungen und Reflexuntersuchungen auch eine Angiographie des Gehirns vornehmen, ist letzteres in vielen anderen Krankenhäusern nicht der Fall. Von der Bundesärztekammer ist eine apparative Diagnostik nicht in jedem Fall zwingend vorgeschrieben. Die herkömmliche Diagnostik kann nur Teilbereiche des Gehirns erfassen: Mittels EEG lassen sich nur elektrische Aktivitäten im Cortex nachweisen, während die Reflex-Untersuchungen und der Apnoe-Test nur Funktionen des Hirnstamms erfassen. Große Teile des Gehirns, insbesondere das Kleinhirn und das Mittelhirn, werden von der vorgeschriebenen Diagnostik überhaupt nicht erfasst. Für eine sichere Hirntoddiagnostik ist mindestens eine Angiographie notwen-

dig. Eine noch höhere Genauigkeit kann mit PET- oder fMRT-Untersuchungen erreicht werden. Solche aufwändigen Verfahren kommen bisher allenfalls für Forschungszwecke zum Einsatz, aber nicht in der klinischen Routine. Wegen der hohen Kosten und des hohen Zeitaufwandes dieser Diagnostik wäre die Forderung, für die Hirntoddiagnostik die genauesten Messverfahren einzusetzen, gegenüber Krankenkassen sowie den Interessensverbänden der Transplantationsmediziner schwerlich durchzusetzen. Bei Patienten, denen Organe entnommen werden sollen, damit andere Menschen davon gesundheitlich oder ökonomisch profitieren, sollten aber besonders hohe Maßstäbe zu deren Schutz und Sicherheit angelegt werden. Nach dem Nonmalefizien-Prinzip darf ein medizinischer Eingriff dem Patienten keinen Schaden zufügen, auch dann nicht, wenn andere Menschen einen Nutzen durch diesen Schaden hätten. Das bedeutet für potentielle Organspender, dass sicher ausgeschlossen werden muss, dass sie durch die Organentnahme getötet werden und dass sie bei der Organentnahme leiden. Auch die Frage des Leidens bei der Organentnahme ist umstritten. Britische Anästhesisten haben vor kurzem Vollnarkose für die Organspender gefordert, da sie Reaktionen zeigen, die wie Angst oder Schmerz aussehen. Eine Untersuchung von Gramm et al. hat nachgewiesen, dass die Katecholamin-Konzentrationen, der Blutdruck und die Herzfrequenz bei der Organentnahme sprunghaft ansteigen, was die klinischen Beobachtungen unterstützt. In vielen deutschen Kliniken wird die Organentnahme unter Vollnarkose durchgeführt, was der Todesfeststellung vor Organentnahme eigentlich widerspricht und allenfalls mit der leichteren Operierbarkeit bei Vollnarkose gerechtfertigt werden kann.

Aus ethischer Sicht ist eine sichere Hirntod-Diagnostik für potentielle Organdonatoren zu fordern. Die Argumente für den Schutz der potentiellen Organspender vor einer zu frühen Organentnahme werden durch die in der Debatte um Organtransplantationen vorherrschenden utilitaristischen Argumente nicht entkräftet. Daher sollte erstens die Diagnostik des Hirntodes durch funktionelle Bildgebung erweitert werden und zweitens über die Todesdefinition und –diagnostik eine öffentliche Debatte geführt werden, anstatt die Massenmedien in propagandistischer Weise zu benutzen, um die Organspendebereitschaft der Bevölkerung zu erhöhen und die Widerspruchslösung politisch durchsetzbar zu machen.

Methoden

- Auswertung der medizinischen Fachliteratur zur Diagnostik und Therapie von Patienten im Koma und zur Hirntod-Diagnostik

- Vergleich der gesetzlichen bzw. standesrechtlichen Richtlinien verschiedener Staaten zur Todesdefinition und Todesdiagnostik
- Ethische Analyse der Argumente der verschiedenen Todeskriterien

Literatur

1. Ad Hoc Committee of the Harvard Medical School to Examine the Definition of Brain Death, in: Journal of the American Medical Association. Vol. 205, No. 6, 5 August 1968, p. 85-88.
2. Gehirn & Geist 2007 (3), S. 7: Die aktuelle Leserumfrage.
3. H.-J. Gramm, et al.: Hemodynamic responses to noxious stimuli in brain-dead organ donors. Intensive Care Medicine. Springer 1992.
4. Hans Jonas, Philosophical Essays. From Ancient Creed to Technological Man. Chicago and London 1980 (first published: Englewood Cliffs: Prentice-Hall, 1974).
5. Hans Jonas, Technik, Medizin und Ethik. Zur Praxis des Prinzips Verantwortung, Frankfurt 1985.
6. Steven Laureys, Death, Unconsciousness and the brain, in: Nature Reviews Neuroscience 6 (2005), p. 899-909.
7. Jeff McMahan, Brain death, cortical death and persistent vegetative state, in: Helga Kuhse, Singer, Peter (eds.), A Companion to Bioethics. Oxford 1998, p. 250-260.
8. E. Schmutzhard, Cortical death and cerebral death: Definitions and Differential Diagnosis, www.vegetativestate.org/schmutzhard.doc [07.01.2009]

X.3 Veränderungen im Umgang mit dem Tod im Zeitalter von E-Health

Martina Ziefle

Anders als in der anthropologischen oder der soziologischen Forschung, die sich mit Tod und Sterben und ihren Auswirkungen auf Kultur und Gesellschaft, aber auch mit Sterberiten oder kulturellen Todespraktiken nachhaltig befasst hat,¹ findet sich in der psychologischen Fachliteratur vergleichsweise wenig systematische und konzeptionelle Auseinandersetzung mit Sterben und Tod.

Die psychologische Forschung zu Tod und Sterben konzentriert sich vornehmlich auf die Behandlung klinischer Fragestellungen, wie beispielsweise die Konfrontation und Verarbeitung von Katastrophen² oder den Umgang mit gestörtem Erleben und Verhalten, wie im Falle unverhältnismäßiger Lebensangst oder Depression.³

Der allgemeine „natürliche“ und kognitive Umgang, die Entstehung von Einstellungen und Bewertungen von Tod und Sterben wurden bislang in der grundlagenorientierten kognitiven Psychologie nur unsystematisch aufgegriffen. Im Hinblick auf die Frage nach der Entstehung von Kognitionen und Einstellungen gegenüber Sterben und Tod liegt nur unzureichendes Wissen vor. Unklar ist, wann und wie sich Einstellungen und Kognitionen zu Tod und Sterben über die Lebensspanne entwickeln und wie kritische Lebensereignisse (z.B. Verlust naher Familienangehöriger, Geburt, Scheidung, Katastrophen im engeren oder weiteren Umfeld, Erkrankung) oder die Vertrautheit mit Tod (z.B. berufsbedingter Kontakt) die Auseinandersetzung mit dem Thema Tod und Sterben erleichtern oder erschweren. Des Weiteren ist unklar, ob und wie spezifische Persönlichkeitsfaktoren (z.B. Introversion, Angst, Neurotizismus, Offenheit, Depression etc.), emotionale Verarbeitungsstile⁴, soziale und kommunikative Kompetenzen den Umgang mit und die Sicht auf Tod und Sterben beeinflussen und welche Rolle dabei Religiosität oder Kultur spielen.

Die lückenhafte „theoretische“ Auseinandersetzung mit menschlichen Kognitionen und Einstellungen im Themenfeld Tod und Sterben zeigt sich

¹ z.B. Kears (1990); Riley (1983); Searl (1989); Fraser (1933).

² z.B. Kastenbaum (2000); Ochsmann (2002).

³ z.B. Robak et al. (2000).

⁴ z.B. „coping Mechanismen“ Seligman (1982), „repressor/sentitimizer“ Spielberger et al. (1985).

auch im fehlenden bzw. nicht verankerten „Kommunikationskonzept“, wie mit Tod und Sterben im familiären Umkreis und im öffentlichen Diskurs umzugehen ist oder wie die Thematik in der Berufsausbildung bei Erwachsenen oder in der Ausbildung von Kindern und Jugendlichen vermittelt werden kann. Die in einschlägigen Szenarien⁵ gezeichneten Veränderungen zukünftiger Gesellschaftsstrukturen - die Überalterung der Gesellschaft, die steigende Lebenserwartung, die Zunahme großer Volkserkrankungen, der Engpass in der ökonomischen Versorgung und Pflege sowie die Zunahme an technisierter Medizin - sind weitere bedeutsame Faktoren, die den Umgang mit Tod und Sterben nachhaltig beeinflussen dürften und die bislang in der psychologischen Forschung nicht berücksichtigt worden sind.

Im Projekt soll geprüft werden, inwieweit sich die Einstellung gegenüber Tod und Sterben durch die Akzeptanz/Nichtakzeptanz technisierter Medizin und den damit häufig verbundenen Eingriff in die Privat- und Körpersphäre bei Menschen unterschiedlichen Alters und Gesundheits-/Erkrankungszustand verändert. Da der Alterungsprozess und die damit einhergehenden Veränderungen höchst individuell verlaufen, soll ein Schwerpunkt der Betrachtung auf der Userdiversity liegen. Erfasst werden soll, wie emotionale, kognitive und persönliche Faktoren, aber auch Alter und Geschlecht die Vorstellungen über das eigene Sterben verändern und inwieweit sich dies durch die Verfügbarkeit technisierter Medizin bzw. eHealth Technologien im häuslichen Umfeld geschieht.

Methodisch werden qualitative und quantitative Verfahren miteinander kombiniert. So werden Interviewverfahren und Fokusgruppen genutzt, um vertiefte Analysen über qualitative Zusammenhänge zwischen den kognitiven Konzepten zu Tod und Sterben zu leisten. Psychometrische und quantitative Verfahren erlauben in einem zweiten Schritt die Messung der Einstellungen und die Analyse ihrer Zusammenhänge.⁶

Literatur:

1. Bloch (1982): Parry Bloch, *Death and the Regeneration of Life*. Cambridge 1982.
2. S. Depaola, M. Griffin, J. Young, R. Neimeyer, *Death Anxiety and Attitudes Toward the Elderly among older adults: The role of gender and ethnicity*. *Death Studies*, 27 (2003), 4, p. 335-354.

⁵ (Leonhardt 2006).

⁶ Der hier skizzierte Perspektive lässt sich gewinnbringend mit anderen disziplinären Zugängen kombinieren (theoretisch und methodisch), wie beispielsweise der soziologischen oder medizinethischen Perspektive.

3. Frazier (1933): J. G. Frazer, *The Fear of the Dead in Primitive Religions*. London 1933.
4. Kastenbaum (1977): R. Kastenbaum, P. Costa, *Psychological Perspectives on death*. *Annual review of Psychology*, 28 (1977), p. 225-249.
5. Kastenbaum (2000): R. Kastenbaum, *The Psychology of Death*, Heidelberg 2000.
6. Kearl (1990): M. C. Kearl, *Endings: A Sociology of Death and Dying*. Oxford 1990.
7. Leonhardt (2006): S. Leonhardt, *Personal Health Care Devices*, in: S. Mukherjee, E. Aarts, R. Roovers, F. Widdershoven (eds.), *AmIware: Hardware Technology Drivers of Ambient Intelligence*. Dordrecht: 2006, p. 349-370.
8. R. A. Neimeyer, J. Wittkowski, R. P. Moser, *Psychological research on death attitudes: An overview and evaluation*. *Death Studies*, 28 (2004), p. 309-340.
9. Ochsmann (2002): R. Ochsmann, *Umgang mit existentieller Angst: Der 11. September und seine Folgen*. *Zeitschrift für Sozialpsychologie* 2002, S. 3-12.
10. Riley (1983): J. Riley, *Dying and the meanings of death: sociological inquiries*. *Annual Review of Sociology*, 9 (1983), p. 191-216.
11. R. Robak, P. Griffin, M. Lacombe, W. Quint, *Perceptions of aging and their relation with death depression*, *Perceptual and Motor Skills* 90 (2000), p. 1179-1183.
12. C. Spielberger, I.G. Sarason, P.B. Defares, *Stress and Anxiety*. CRC Press 1985.
13. Seale (1998): C. Seale, *Constructing Death: The Sociology of Dying and Bereavement*. Oxford 1998.
14. M. Seligman, *Erlernte Hilflosigkeit*, München 1986.
15. J. Wittkowski, *The construction of the Multidimensional Orientation Toward Dying and Death Inventory (MODDI-F)*. *Death Studies*, 25 (2001), p. 479-495.
16. J. Wittkowski, *Psychologie des Todes: Konzepte, Methoden, Ergebnisse*. *Verhaltenstherapie und Verhaltensmedizin*, 23 (2002), S. 5-29.
17. J. Wittkowski, C. Schröder, G. Bolm, *Die Todesthematik in der Medizinischen Psychologie*, *Zeitschrift für Medizinische Psychologie*, 13 (2004), S. 109-120. *Zeitschrift für Gerontopsychologie & -psychiatrie*, 18, S. 67-79.

